

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 109 (1964)
Heft: 36

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LEHRERZEITUNG

ORGAN DES SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREINS

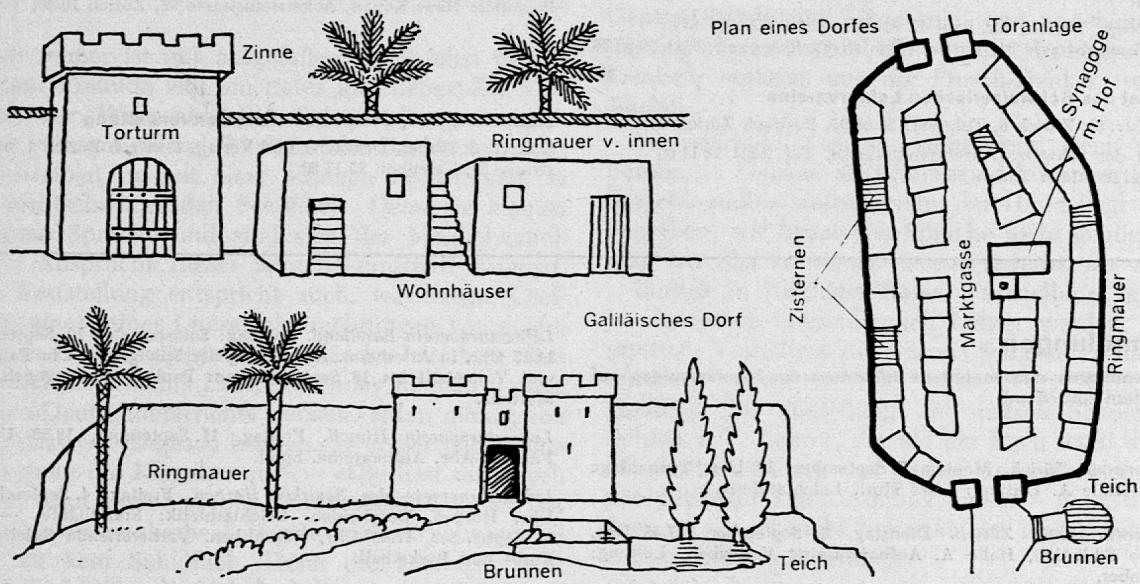
36

109. Jahrgang

Seiten 1001 bis 1036

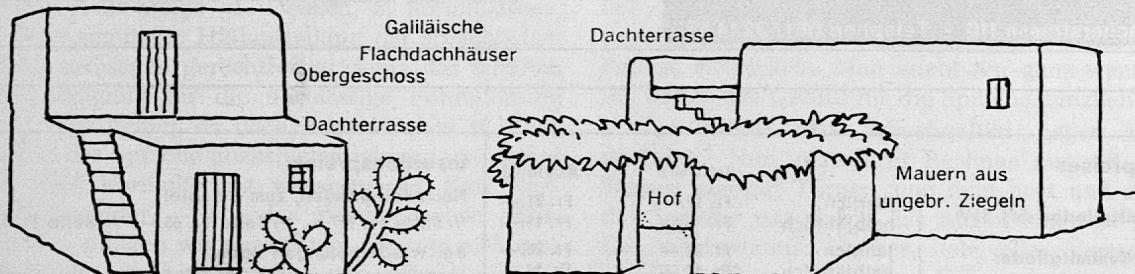
Zürich, den 4. September 1964

Erscheint freitags

*Besuch eines galiläischen Dorfes*

Galiläa war in den Tagen Jesu ein fruchtbares und demgemäß dichtbesiedeltes Land. Von seinen zahlreichen Dörfern aber ist nicht eines erhalten geblieben. Doch mögen sie kaum viel anders ausgesehen haben als die Dörfer von heute; sind ja die Lebensbedingungen der semitischen Volksgruppen dortzulande durch alle Zeiten dieselben geblieben. Freilich lagen ihre Dörfer von damals, nicht anders als ihre Städte, hinter schützenden Mauern geborgen. Es waren Mauern, die nicht immer einer ernstlichen Belagerung standgehalten hätten, die aber alle Gattungen Raubgesindel fernzuhalten vermochten, zumal wenn die schweren, eisenbeschlagenen Torflügel der Dorfeingänge bis zum ersten Hahnenschrei wohlverschlossen und verriegelt blieben. Näherte sich der Wanderer einem dieser Dörfer, mochten ihm Tor und Mauergürtel sehr wohl eine kleine Landstadt vortäuschen. Ehe der Wanderer das von zwei gezinneten, niederen Türmen flankierte Tor betrat, kam er am Dorfbrunnen vorüber, der von einer nahen Quelle, vielleicht der einzigen weit herum, gespiesen wurde und sich von früh bis spät des muntern Zuspruchs der Wasserträgerinnen erfreute. Kam er erst ins Innere des Ortes, sah er sich sogleich umfangen vom geschäftigen Leben und Treiben seiner Bewohner: der Landarbeiter, Handwerker, Krämer und – drüben am See Genesareth – der Fischer und Schiffer. Denn nicht in seinen vier Wänden, sondern auf den Plätzen und Gassen liebte man seinen Tag zu verbringen. – Kein jüdisches Dorf ohne eine, wenn auch recht bescheidene, Synagoge.

So einfach, ja armselig anzusehen wie diese Häuser aus dem heutigen Kana werden jene des arbeitenden und durch hohe Abgaben gedrückten jüdischen Volkes im alten Galiläa ausgesehen haben. Sie waren zumeist einstöckig; besaß eines ein Obergeschoss, galt es schon für ein besseres Haus. Ohne Unterkellierung erhoben sich ihre aus ungebrannten Ziegeln errichteten Wände auf einer Unterlage unbekauener Steinbrocken.



*Wiedergabe aus dem Band: Zeichnen zur biblischen Geschichte von Dr. Hans Witzig
(Verlag des Schweiz. Lehrervereins)*

Wir verweisen auf die Würdigung seines Schaffens in dieser Nummer.

Inhalt

Ist die sprachliche Förderung heute genügend?
 Pflege der Sprache
 Sprechbildung in der Schule
 Die Deklination der Gemeinnamen
 Die rechtliche und administrative Vorbereitung des Herbstschulbeginns im Kanton Luzern
 Aus den Kantonen: Appenzell A.-Rh.
 Vom Glas
 Um die Alkoholreklame im Werbefernsehen
 Kurse, Vorträge
 Beilagen: Jugendbuch, SJW

Redaktion

Dr. Willi Vogt, Zürich; Dr. Paul E. Müller, Schönenwerd SO
 Büro: Beckenhofstrasse 31, Postfach Zürich 35, Telefon (051) 28 08 95

Sekretariat des Schweizerischen Lehrervereins

Beckenhofstr. 31, Zürich 6, Tel. (051) 28 08 95, Postfach Zürich 35
 Sekretariat der Schweiz. Lehrerkrankenkasse, Tel. (051) 26 11 05
 Postadresse: Postfach Zürich 35

Beilagen

Zeichnen und Gestalten (6mal jährlich)
 Redaktor: Prof. H. Ess, Hadlaubstrasse 137, Zürich 6, Telefon 28 55 33

Das Jugendbuch (8mal jährlich)
 Redaktor: Emil Brennwald, Mühlbachstr. 172, Zürich 8, Tel. 34 27 92

Pestalozzianum (6mal jährlich)
 Redaktion: Hans Wyman, Beckenhofstrasse 31, Zürich 6, Tel. 28 04 28

Der Unterrichtsfilm (3mal jährlich)
 Redaktor: R. Wehrli, Hauptstrasse 14, Bettingen BS, Tel. (061) 51 20 88

Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich (1- oder 2mal monatlich)
 Redaktor: Hans Künzli, Ackersteinstrasse 98, Zürich 10/49, Tel. 42 52 26

Versammlungen

(Die Einsendungen müssen jeweils spätestens am Montagmorgen auf der Redaktion eintreffen.)

Lehrerturnverein Zürich. Montag, 7. September, 18 Uhr, Turnanlage Sihlhölzli, Halle A. Leitung: Josef Huri. Leichtathletik.

Lehrerinnenturnverein Zürich. Dienstag, 8. September, 17.45 Uhr, Turnanlage Sihlhölzli, Halle A. Aufbautraining Volleyball. Leitung: Regula Weber.

Lehrergesangverein Zürich. Montag, 7. September, Singsaal Grossmünsterschulhaus, Probe 19.30 Uhr. Dienstag, 8. September, Aula Schulhaus Hohe Promenade, Probe 18.00 Tenor/Bass, Probe 18.30 Uhr übrige.

Administration, Druck und Inseratenverwaltung

Conzett & Huber, Druckerei und Verlag, Postfach Zürich 1, Morgartenstrasse 29, Telefon 25 17 90

Lehrerturnverein Baselland. Spieltag: Samstag, den 19. September 1964, 14.15 Uhr, in Arlesheim. Anmeldung der Spielgruppen in Faust-, Korb- und Volleyball bis 16. September an: Paul Gysin, Sevogelstrasse 24, Muttenz.

Lehrerturnverein Hinwil. Freitag, 11. September, 18.20 Uhr, Rüti. Fussball-Abc. Aufbaureihe. Spiel.

Lehrerturnverein des Bezirkes Horgen. Freitag, 4. September, 17.30 Uhr, Horgen, Berghalden. Leichtathletik: Staffelläufe. — Freitag, 11. September, 17.30 Uhr, Rüschlikon. Vorbereitende Spielformen zu Korb- und Basketball.

Lehrerturnverein Limmattal. Montag, 7. September, 17.30 Uhr: Orientierungsmarsch. Besammlung in Birmensdorf, Strasse gegen Affoltern a. A., bei der Abzweigung nach Aesch—Arni. Mitnehmen: Kompass, Maßstab. Leitung: H. Pletscher. Bei ungünstiger Witterung: Turnen im Kappeli.

Lehrmittel A.G. Basel
 Grenzacherstrasse 110 - Telefon 061/32 14 53

Physik

Demonstrationsgeräte für Lehrer, Uebungsmaterial für Schüler

Arbeiten Sie mit den bewährten Fabrikaten

Metallarbeitereschule Winterthur
Phywe Neva Kosmos

Unser Fachpersonal hält sich zur Beratung Ihrer Bedürfnisse gerne zur Verfügung. Auf Wunsch unterbreiten wir Ihnen ausführliche Kataloge und die einschlägigen Lehrbücher.

Bezugspreise:

Für Mitglieder des SLV	{	jährlich	Fr. 17.—
		halbjährlich	Fr. 9.—
Für Nichtmitglieder	{	jährlich	Fr. 21.—
		halbjährlich	Fr. 11.—

Bestellung und Adressänderungen der Redaktion der SLZ, Postfach Zürich 35, mitteilen. Postcheck der Administration VIII 1551

Insertionspreise:

Nach Seitenteilen, zum Beispiel:
 1/4 Seite Fr. 127.—, 1/8 Seite Fr. 65.—, 1/16 Seite Fr. 34.—

Bei Wiederholungen Rabatt

Insertionsschluss: Freitag, eine Woche vor Erscheinen.
 Inseratenannahme:
 Conzett & Huber, Postfach Zürich 1, Tel. (051) 25 17 90

Ist die sprachliche Förderung heute genügend?

«In den deutschsprachigen Ländern kann man nicht nur Bürgermeister und Minister, sondern man kann auch Lehrer, Professor und Schriftsteller werden, ohne selber Deutsch zu können, das heisst, ohne ein echtes, natürliches, frohes und seiner selbst sicheres Verhältnis zur eigenen Sprache zu haben.»

Der Ausspruch stammt von Hermann Hesse. Er fiel mir unter die Augen, als ich eben über den Sprachunterricht in unseren deutschsprachigen Schulen nachdachte und über die Probleme, die er mir selber weit mehr noch in der Gewerbe- als in der Primarschule stellt.

Schon immer ist mir aufgefallen: in Briefen fremdsprachiger Freunde lebt ein tiefes und liebevolles Verständnis für Wortwahl und Satzgestaltung – auch wenn es sich um Alltäglichkeiten oder Banalitäten handelt, schreiben sie mit einer schönen Leichtigkeit, in einer leichtschwingenden Schönheit. Denn sie kennen die eigene Sprache und sind sich der Möglichkeiten und der Ansprüche dieser Sprache ernsthaft bewusst. Dieser Feststellung entspricht auch, was Hugo Loetscher in einer seiner Literaturbetrachtungen von einem jungen, in Eton studierenden Engländer berichtet, dass sie nämlich dort nichts Entsprechendes zu dem hätten, was wir «Deutschunterricht» nennen. «Man nimmt von uns an, dass wir Englisch können.» – «Aber wie eignen sie sich denn die Klassiker an?» – «Die liest man doch ohnehin. Man findet es nur selbstverständlich, in der freien Zeit die englische Literatur kennenzulernen. Literatur ist kein Schulfach. Denn die Literatur geht doch einfach über die Schule hinaus und gehört zum Leben schlechthin. Literaturunterricht – das wäre ja, wie wenn wir vier Stunden Atmen pro Woche hätten.»

Wieviel anders bei uns! Dem Deutschsprachigen, scheint einem oft, bedeute der «Mutterlaut» nicht ein geliebtes Instrument, das zu spielen eine der Schönheiten seines Lebens ausmache, sondern weit eher ein notwendiges Uebel, dessen er zum Ausdruck seiner Gedanken nun einmal nicht entraten könne, das er aber, zeigte sich nur die leiseste Möglichkeit, gern zum alten Eisen würde.

Das mag nach Uebertreibung riechen – aber seht euch doch nur um! Wie lieblos behandeln wir die Sprache, wie unsorgfältig! Wie wenig kümmern uns ihre gesetzmässigen Ansprüche! Wie oft ist sie uns, als Lehrgegenstand, ein seufzendes Müssten!

Natürlich spielt sich das alles auf bestimmten und bestimmenden Hintergründen ab – hier sei nur einer, als Möglichkeit zur Erklärung des Uebelstandes, kurz beleuchtet. Angenommen, der Deutsche sei wirklich ein vorwiegend Denkender und es ergäbe sich daraus als logische Reihenfolge «1. Denken, 2. Formulieren», und es wäre somit die Hintanstellung der sprachlichen Gestaltung sozusagen gerechtfertigt: kann das wirklich als Entschuldigung für die nachlässige Formulierung des Gedankens gelten, da doch jedes Denken sich nur im Element der Sprache abzuspielen vermag und daher Gedanke und Formulierung wesensmässig Eins sind, ohne Nacheinander? – Mit der gleich falschen «Entschuldigung» pflegen wir anzutreten, wenn es sich ums Lesen handelt: wir lesen, machen wir geltend, um das von andern Gedachte aufzunehmen, uns anzueignen – und die Sprache als Formgeberin dieses Gedachten

wird von vielen Deutschlesern als nebensächlich in den zweiten Rang verwiesen. Wie viele von uns legen ein Buch weg, weil seine Sprache schlecht ist? Wir finden uns damit ab, bemerken es vielleicht nicht einmal, weil (meinen wir) es ja nur auf den Inhalt ankomme. Aber täuschen wir uns nicht: nur das Beste ist gut genug! Nur die beste, das heisst die differenzierteste Formulierung dient dem Gedanken recht, während jede Un geschicklichkeit und Nachlässigkeit ihn verwässert, verblödet, vernebelt, entstellt, verfälscht – wenn wir uns schon als Denker aufspielen wollen, dann kann nur das Genau-Denken uns nützen, und ungenaue Formulierung dokumentiert nur unsere Ungenauigkeit im Denken, entlarvt uns als Pfusch-Denker, will sagen Bluffer.

So entschuldigt es uns keineswegs, wenn wir unser berühmtes Denken als primär und höherwertig vor die Sprache stellen wollen. Nein, der Hund liegt anderswo begraben: wir lieben die Sprache nicht genügend, und man hat uns zu wenig liebend gelehrt, sie zu lieben.

Zurück zu Hermann Hesses Feststellung, man könne im deutschen Sprachbereich Lehrer werden, ohne ein positives Verhältnis zur eigenen Sprache zu haben oder ernsthaft anzustreben! Es stimmt. Und klingt es unglaublich bis aberwitzig: in unseren Schulen unterrichten z. T. Lehrer, die nie ein Buch lesen ausser zur Wissensvermittlung auf ihrem Spezialgebiet und die von Literatur keine Ahnung haben – denn die sie im Seminar eingehaucht bekamen, ist längst dahin, unter welken Kränzen begraben.

Und nun sollen wir unterrichten, was wir selber zu wenig kennen und vor allem zuwenig lieben! Aussichtlose Sache! Nur was wir selber schätzen und lieben, vermögen wir fruchtbar weiterzugeben.

Was also? Lesen! Und sei es ein mühevolleres Ein dringen in längst Versäumtes: es trägt seinen Lohn in sich. Die deutsche Sprache ist wunderbar reich an tief liegenden Schönheiten – und sie lässt sich willig lieben, wenn man sie lieben will. (Randbemerkung: auch das Lesen fremder Sprachen fördert Liebe und Verständnis für die eigene.)

Nur so gerüstet, können wir uns an den Sprachunterricht wagen. Auch dann noch ist er ein Wagnis. Seinem Erfolg steht so vieles entgegen! Hier greife ich nur zwei Punkte heraus.

1. Es sei schwer, die deutsche Sprache richtig zu handhaben – das sieht jeder ein, der sich ernstlich darum bemüht. Es ist deshalb so schwer, weil unsere Sprache so unendlich reich ist. Aber doch ist sie unsere Muttersprache, und für sie sind wir mit natürlichem Sprachgefühl ausgerüstet – mit mehr oder wenig, freilich. Auch unsere Schüler sind es, und unsere Aufgabe besteht darin, dieses Geschenk der Natur zu hegen und zu entwickeln. Man erlebt nur ganz wenige Schüler, denen das Gefühl für die Sprache gänzlich mangelt.

Was heisst «das Sprachgefühl hegen und entwickeln»? Nun, man lernt Rechnen nur mit Rechnen, Turnen nur mit Turnen, und man hegt und entwickelt die Sprache nur durch das Mittel eben der Sprache. Das setzt voraus: eigenes, liebevolles Verstehen und bewussten Ernst im eigenen Gebrauch der Sprache vor dem Schüler. Es ist einfach unerlässlich, dass der Lehrer ein überlegtes und gekonntes Deutsch spreche, von

den untersten Klassen an, dass er sorgfältig formuliere und sinngemäß betone (lieber Himmel, was wird gerade in der Betonung gesündigt!).

Also Ernst im Sprachgebrauch des Lehrers – und dann Ernst im Sprachunterricht! Gewiss, dem Kind muss alles auf die seinem Alter gemäße Art vermittelt werden. Aber sind wir uns gerade hier immer dessen bewusst, was seinem kindlichen Vermögen wirklich entspricht? Nehmen wir nicht eher zu lange die Sprache in Einzelheiten und als Spielzeug? Wäre es nicht angezeigt, vermehrt analytisch vorzugehen, von guten, von hervorragenden Texten aus (und wie sehr schlagen manche unserer Lesebücher dem ins Gesicht!)? Wäre es nicht richtig, die Zahl der «Sprachspiele» etwas zu vermindern zugunsten der echten, d. h. in einem natürlichen Zusammenhang angewandten Sprache? Und vermitteln wir dem Kind in genügendem Ausmass die Freude am Selber-Lesen? Kennen wir die Bücher in unserer Schulbibliothek? Lesen wir sie selber vor dem Einkauf? Unterhalten wir uns mit dem Einzelnen oder mit Gruppen von Schülern über diese Bücher? Und was das eigene sprachliche Gestalten der Schüler angeht: muss das Aufschreiben eine Tortur sein? (Ich kenne Schüler, die gern Aufsätze schreiben!)

2. Das Fernsehen bedeutet eine sprachhemmende und sprachzerstörende Gewalt. Darüber sind wir uns wohl einig. Einig sind wir uns auch darüber, dass es nicht abzuschaffen ist, ferner darüber, dass wir, wäre uns dies möglich, mit seiner Abschaffung auch viel Positives wegwerfen, außerdem darüber, dass wir, wenn wir es herabsetzen vor dem Schüler, damit das Gegen teil von dem Gewollten erreichten.

Das Fernsehen (vom Gesichtspunkt der Spracherziehung aus betrachtet) «verhindert» Kinder und Erwachsene, wirft sie zurück auf das Vor-Lesealter, wo sie sich Kenntnisse anzueignen trachteten durch Bilder-Anschauen und wo sie durch dieses ihren damaligen Fähigkeiten angemessene Mittel die ihrem Alter genügenden Kenntnisse auch erhielten.

Das Fernsehen ähnelt der Konservenbüchse, aus der die eilige Hausfrau ein fertig zubereitetes Mittagessen bezieht, ohne es selber herrichten zu müssen. Das Fernsehen unterbindet Sprache und kritisches Denken, weil eines nicht so sehr nötig und das andere zufolge des eiligen Ablaufs der Dinge unmöglich ist. So kommt es dem Sprach- und Denkfaulen in idealer Weise entgegen.

Gespräch zwischen dem Vater eines leseschwachen Schülers und mir:

Vater: «Und wissen Sie, er hat gar keine Lust und auch keinen Ehrgeiz, es besser zu lernen!»

Ich: «— sagen Sie einmal — es geht mich zwar nichts an — haben Sie einen Fernsehapparat?»

Vater: «Ja — aber um Himmels willen, was hat das mit dem Lesen zu tun?!»

Ich: «Hm, gerade genug! Wozu eigentlich soll Peter sich ums Lesen bemühen, wenn er doch im Fernsehen die für ihn interessanten Geschichten viel bequemer erfährt? Er hat schliesslich ganz recht, wenn er Lesen und Sprache als unwichtig bis überflüssig betrachtet — er hätte recht, wenn das Fernsehen die Sprache tatsächlich überflüssig mache!»

Nun wird ja dieses moderne Uebertragungsmittel niemals die Sprache ersetzen oder herabsetzen können — solches ist auch keineswegs beabsichtigt. Aber für uns, die wir als Unterrichtende der Sprache verpflichtet

sind, bedeutet es eben doch so etwas wie einen Rückenschuss.

Was tun? Nun, ganz einfach: Stellen wir das Fernsehen in den Dienst der Sprache — machen wir es unseren Unterrichtszwecken nutzbar! Wir können (um nur einige Beispiele zu nennen) als Aufgaben stellen: eine ferngesehene Geschichte mündlich oder schriftlich wiedergeben — aus einer Geschichte ein Zwiegespräch aufschreiben — zu einem Fernsehmatch die Reportage verfassen — aus einer Wochenschau die hervorstechendsten Personen (Gesichter, Bewegungen, Handlungen) schriftlich oder mündlich darstellen — aus einem Drama den Handlungsablauf oder hervortretende Charaktere aufzeichnen — aus einer naturkundlichen Sendung ein Landschaftsbild, ein Tier- oder Pflanzenleben sprachlich festhalten — usw.

Bei all dem sind wir uns der äusseren Schwierigkeiten bewusst, bewusst auch der Notwendigkeit, nolens volens selber Fernseher zu sein oder zu werden, uns mit den Programmen zu befassen, Sendungen kritisch voraus zu sehen und sodann die Sache zu organisieren. In wenigen öffentlichen Schulen werden Fernsehapparate zur Verfügung stehen — aber das kommt, eher früher als später. Vielleicht können wir gelegentlich einen Apparat mieten — sicher können wir die Schüler gruppenweise bei «besitzenden» Mitschülern mitsehen lassen. Und dann sollten wir Einfluss gewinnen auf die Programmgestaltung, ähnlich, wie wir es bei den Radiosendungen längst tun. In dem vermehrten Mass, als die Schule das Fernsehen benützt, wird ihr auch ein vermehrtes Mitspracherecht eingeräumt werden. (Nebenbei, was die Schulfunksendungen am Radio betrifft: mir will scheinen, sie seien oft «zu hoch», gerade was die sprachliche Formulierung betrifft.)

Soviel zum Sprachunterricht auf der Primarschulstufe. Wir werden dabei so viel Erfolg haben, als uns selber die Muttersprache lieb und ernster Anstrengung wert ist, und so viel, als der Schüler dieses spürt.

Was sich als Schwierigkeit im Sprachunterricht höherer Stufen auftürmt, ist anderer Art: die Denkfähigkeit der einen — und in der Denkfähigkeit der andern nun gerade nicht mehr, dass sie *nicht* lesen, sondern *dass* sie lesen. Gewiss, das klingt paradox. Aber indem sie lesen, erfahren sie nun «— jene Schizophrenie — die sich darin äussert, dass die Literatur, die entsteht, und die Literatur, die gelehrt wird, keine Einheit bilden» (Hugo Loetscher, in: *Betrachtungen zu R. Leonhardts Literaturspiegelung*). Wer schon Deutsch an Gewerbeschulen unterrichtet hat (und das nicht nur als «Stundengeber», sondern als Lieb-Haber der Sprache), muss dieses Dilemma ernsthaft mitempfunden haben. Da sind die jungen Leute zum Lesen vorgedrungen — nach ihrem Hobby befragt, nennen viele das Lesen, oft mit schönen und erstaunlich reifen Begründungen —, und nun stellt sich, was sie gelesen haben, unserem Unterricht in Grammatik und Stil in den Weg. Denn nicht wahr, die jungen Leute lesen ja mit Vorliebe «junge Literatur» und diese junge Literatur sucht und geht neue Wege. Nehmen wir als besonders krasses Beispiel den Roman «Herr Tourel» von Otto Walter (der übrigens ausgezeichnete Kritiken vorzuweisen hat). Hier ist von hergebrachtem Satzbau gar keine Rede, und alles, was Syntax bedeutet, wurde einfach hingerichtet. Wir finden ganze Seiten, ja mehrere Seiten nacheinander ohne ein einziges Satzzeichen. Aber keineswegs handelt es sich um kunstvoll konstruierte, sozusagen mathematisch richtige Gefüge wie etwa bei Thomas Mann (der frei-

lich nicht ohne Satzzeichen auskam!); es handelt sich vielmehr um die ganz lose Aneinanderreihung meist einfacher Sätze, Ellipsen, direkter Reden ohne Einleitung, Andeutungen, Zwischenbemerkungen, Fragen, Ausrufe, Gedankenfetzen – und scheinbar ganz zufällig folgt dann nach langer Zeit einmal ein Punkt. Es lässt sich nicht abstreiten: diese Technik ergibt eine unerhörte Verdichtung von Inhalt und Stimmung – aber (hier stehen nicht der Roman und sein Autor zur Diskussion) die Auswirkungen auf das sprachliche Gestalten des Schülers, der als Leser diesen Stil hinreichend fand, ihn jedoch unter dem Titel «Stil und Grammatik» niemals unterbringen kann, sind enorm und erschweren unsere Aufgabe als Vermittler der geltenden Grammatik und des «klassischen» Stils ganz ungeheuerlich. Was nämlich bei den modernen Schriftstellern gewollte und (z. T.) gekonnte Variation des elementar Richtigen ist, leistet sich nun der Schüler als sozusagen von der Literatur her sanktionierte Schlamperei! Gegen unsere Empfehlung, schlichte, abgegrenzte, ihm selber kontrollierbare und seiner eigenen Kritik genügende Sätze zu bilden, führt er Thomas Mann ins Feld (und vielleicht ist ihm sogar eine Stelle in einem Roman von Franz Fassbind unter die Augen gekommen: «Papperlapapp! Goethe war ein Genie, und du bist ein Esel! Einem Genie erlaubt der Himmel alles, einem Esel erlaubt er nichts!» Wie sehr kann ihn das in die Rolle der gekränkten Unschuld verstoßen!) – und wenn es sich um die Interpunktionshandlung handelt, wird er sich auf viele der modernen Literaten berufen: die vom Katheder aus gepredigten Regeln seien überlebte Requisiten – und fordern wir, dass er in seinen Arbeiten ein und dieselbe Zeitform wenigstens innerhalb eines Abschnittes beibehalte, so kann er sich hinter keinen Geringeren als Leo Tolstoi verschleiern: der habe oft mittendrin und ganz unmotiviert die Zeitform gewechselt.

Kommt dazu, dass auch die geltende Grammatik in einer in den letzten Jahren beschleunigten Umwand-

lung begriffen ist und man sich oft genug als Lehrer unsicher fühlt über das, was nun wirklich gelte. (Der «Duden» als Schiedsrichter in solchen Fällen? O lala! Oft genug erklärt er dieses als richtig, jenes aber als angängig – und wo bleibt dann der Entscheid?)

Was tun angesichts der Doppelspurigkeit von Literatendeutsch und Schuldeutsch? Nun, wir werden hier (wie überall) nur mit Ehrlichkeit durchkommen. Vielleicht gerade ausgehend von dem oben erwähnten Satz Franz Fassbinds und ihn zum Positiven (in dem Fall zur Demut) erklärend: es liegt keine Ungerechtigkeit darin, dass der Himmel dem Kleinen (dem Lernenden) wenig, dem Grossen (dem Könnenden, der seinerzeit auch ein Lernender war) vieles erlaubt. Im Zeichnen z. B. lehnen wir uns ja auch nicht dagegen auf, mit dem Elementaren beginnen zu müssen – wem fiele ein, gleich ein Fresko in der Eingangshalle eines neuen Theaters leisten zu wollen? Ferner: Schreiben oder Sprechen – und Dichten sind keineswegs identisch; unsere Arbeit ist die Sprache (im konkreten Fall oft der Geschäftsbrief), nicht die Dichtung; Lehrer und Schüler im Deutschunterricht der Gewerbeschule müssen sich dieser Unterscheidungen klar bewusst sein.

Lassen wir also die Schüler ruhig weiter lesen (unter Hinweisen auf Empfehlenswertes, die von einigen – und gerade von den Ernsthaften – immerhin beachtet werden), und ermuntern wir sie dazu! Aber diskutieren wir das Gelesene mit ihnen, nicht nur im Hinblick auf den Inhalt, sondern im Sinn des Sprachunterrichts, ebensosehr unter dem Gesichtspunkt der Form (sehr wünschenswert wäre, gerade an der Gewerbeschule, natürlich eine zusätzliche Stunde für Literatur!).

Und somit, als Antwort auf die Frage, was praktisch zu tun sei: Weiterlehrn! Weiterlehren, was noch immer als geltende Sprache gilt, nämlich einen einfachen, richtigen Satzbau und die Ruhe eines Stils, wo das Einfache (nicht das Banale) zugleich das Schöne ist.

Hh.

Pflege der Sprache

Eine Besinnung vor Lehrerinnen kleiner Kinder

I

Bei Herbstbeginn 1963 jährte sich der Todestag Jakob Grimms zum hundersten Male. Dieser Mann ist jeder Kindergärtnerin bekannt, weil er mit seinem Bruder Wilhelm die «Deutschen Hausmärchen der Brüder Grimm» sammelte und herausgab. Weniger Leute wissen aber, dass er auch der grundlegende Sprachforscher und Grammatiker war, was bei etlichen Hörerinnen, die nicht lauter lustbetonte Erinnerungen an Sprachübungen in der Schulzeit haben, die Freude an Jakob Grimm etwas dämpfen mag. Ich weiss indessen ihre Verehrung wieder zu gewinnen, wenn ich ihnen sage, dass dieser Forscher der Sprache wie einem Heiligtum nahte und sogar sein berühmtes Wörterbuch, d. h. ein Ding, das gemeinhin (wiewohl zu Unrecht!) als ein trocken Ding gilt, mit einem Vorwort versah, in dem man lesen kann, er trete in den Raum der Sprache wie in eine ehrwürdige Halle ein. Lasset uns darinnen wer-

ken und walten wie gute Knechte und treue Mägde! So würde ich gerne sagen, aber das Wort Magd ist unbeliebt geworden. Man hat es durch «Hausangestellte» ersetzt, ein Wort, das sich aber auch recht rasch verbraucht hat, so dass man in deutschen Geschäftsanzeigen neuerdings «Raumpflegerinnen» wienscht. So wünsche ich denn, Sie möchten im Raum der Sprache Raumpflegerinnen werden, oder sagen wir doch lieber: treue Helferinnen, und als Knecht im gleichen Dienst möchte ich Ihnen nun sagen, wie ich mir diese Arbeit und Haltung denke.

Die Sprache ist ein Kennzeichen des Menschen und verleiht ihm neben der Seele, die sich ja vor allem in der Sprache ausdrückt, seine besondere Würde. Tiere, Pflanzen und Steine haben nicht die Gnade, die Gabe und Aufgabe der Rede. Gewiss geben einzelne Geschöpfe Tonzeichen mit einem bestimmten Sinne von sich. Man denke an den werbenden Vogel, den röhrenden Hirsch, den warnenden Hund. Dennoch unterscheidet sich das menschliche Wesen gerade durch die

Sprache vom Tier, mag auch seine Sprache aus den Urgründen von Naturlauten hervorgegangen sein. Unsere Sprache aber setzt Geist und Gedächtnis voraus. Der Geist verleiht den Lautreihen den durch den wiederholten Gebrauch geregelten Sinn und bahnt die Verständigung zwischen Hörern und Sprechern über die Bedeutung eines Wortes an. Das Gedächtnis aber befähigt uns Menschen, unsern Wortschatz zu mehren und die einzelnen Wörter in gleicher oder doch ähnlicher Bedeutung zu erfassen und zu verwenden. Ja, wir sind dank Geist und Gedächtnis sogar imstande, andere Sprachen zu erlernen, und mit jeder neuen Sprache öffnet sich uns eine neue Welt. Eine Sprache mehr – ein Leben mehr! heißt ein verheissungsvolles Sprichwort.

Die Sprache ist jedenfalls ein *Schlüssel zur Welt*. Ein alter Glaube nimmt an, man besitze Macht über Wesen und Dinge, wenn man ihren Namen kenne und nenne. Alte Zaubersprüche beschwören holde und unholde Mächte, indem sie diese beim Namen nennen und so bannen oder gar zu Hilfe rufen. So weicht im Märchen vom Rumpelstilzchen der Fluch, als die Königin seinen Namen zu sagen weiß. Der böse kleine Kerl muss das Feld räumen, sein übles Treiben lassen; ja sogar sein Leben ist verwirkt. Wir atmen erlöst auf. Spüren wir aber nicht auch im alltäglichen Leben immer wieder die lösende Kraft, welche einem treffenden Wort innewohnt? Wie manche bedrängende Unklarheit lastet schwer auf einer Gruppe von Menschen, bis man sich im Gespräch zusammenfindet, Meinung gegen Meinung hält, sich auf gemeinsam Anerkanntes einigt, Zwiste schlichtet und die lose Gruppe durch klare Leitsätze zur Gemeinschaft erhebt.

Manche unter uns geben sich in Tagebüchern, Briefen oder Schriften, ob sie nun für den Hausgebrauch oder ausnahmsweise für die Weitergabe durch den Druck bestimmt sind, Rechenschaft über schwierige Fragen. «Ich muss etwas schreiben, um es selber ganz zu verstehen», hört man nicht selten. Nun ist die *Schrift* allerdings erst eine sehr späte Begleitform der Sprache. Es haben weitmehr Menschengeschlechter nur gesprochen als nebenher auch geschrieben. Die Schrift ist freilich aus einem Notbehelf eine grossartige Bewahrerin und Botin unseres Innenlebens geworden. Wir können Gedanken, Gefühle und Wünsche auch jenen Menschen melden, die durch Meere von uns getrennt sind. Und wie in ferne Zonen, so dringt das geschriebene Wort auch in ferne Zeiten. Lesen wir nicht z. B. in der Heiligen Schrift täglich Worte von Menschen, welche vor zwei- oder dreitausend Jahren gelebt haben? In dieser Bibel aber lesen wir auch die verpflichtende Weisung, dass wir eines Tages von jedem unnützen Worte, das wir sprechen, Rechenschaft abzulegen hätten. Dabei meint die Heilige Schrift gewiss nicht das harmlose Geplauder unschuldiger Leute als vielmehr das bewusst abwegige Wort jener Leute, die man auch in unserm Sprachgebrauch als «unnütz», d. h. niederträchtig, bezeichnet. Solche Unworte sind als Lügen schon Untaten oder doch oft deren Ursachen, Folgen oder Anzeichen. Unsere Rede soll wahr sein. Wir sind für jedes unserer Worte unter hohe Verantwortung gestellt, und jene Redensart, wonach die menschliche Sprache erfunden worden sei, um die Gedanken zu verbergen, stammt nicht aus der Welt der Bibel, sondern aus Kreisen wortspielerischer Diplomaten.

II

Die Erziehung zur Wahrheit geht über den Weg der Sprache. Wir wissen, in wie früher Jugend dieser Weg beginnt und wie schwer es mitunter hält, ihn zielbewusst anzulegen, damit das triebhafte Ich gebändigt und der erste Geist der Gemeinschaft gestiftet werden. Verständigung geht über die Sprache. Die *Entwicklung vom Schreien zum Sprechen* ist wohl eine so grosse Leistung, dass der Mensch in seinem späteren Leben keine grossartigere mehr vollzieht, und welch erregende Vorgänge ereignen sich da: Man denke an das Aeuften des ersten Wortschatzes, an das späte Auftreten des Wortes und des Begriffes Ich, d. h. der ersten statt der bisher verwendeten dritten Person, wobei das Kind also nicht mehr von sich selbst redend sagt: «Ds Anneli will Brot», sondern: «Ich will Brot!» Oder man denke an den richtigen Gebrauch der Zeitformen. Es ist sicher nicht echte, sondern äffische Liebe, wenn Mütter bei dieser Erziehung wähnen, sie müssten sich dabei auf die Stufe des Kindes begeben und den Hund «Wauwau» nennen, selbst die Kuh im Bilderbuch «Muh» heissen, wenn auch z. B. das Stadtkind heutzutage jahraus, jahrein nie eine Kuh muhen hört, weshalb ihm das launenahmende Wort also keinerlei Hilfe bedeutet. Es fällt offensichtlich vielen in ihr Kind verliebten Müttern nicht leicht, das Kindliche vom Kindischen zu unterscheiden. Jenes beglückt, dieses bemüht.

Schon früh und gerne lernt das Kind kleine Sprüche, welche ihm beim weitern Erlernen der Sprache guten Beistand leisten. Es ist gegeben, dass wir dabei der Muttersprache den Vorzug geben, und zwar der Mundart. Sind die *Eltern verschiedener Muttersprache*, so mögen sie sich einigen, in welcher Sprache sie das Kind wie in eine innere Heimat einführen und darin festigen möchten. Es in den ersten Jahren des Sprechens in zwei oder gar in drei verschiedene Sprachen einzuführen (weil man ja Sprachen je früher, desto ringer lerne!), betrachte ich als einen Frevel an Kind und Sprache. Zudem zeigt es sich, dass Knaben und Mädchen, welche schon früh in etlichen Sprachsätteln zu reiten vermögen, auch in ihrem Wesen sehr oft zu unerfreulichen Pendlern werden. Man pflege also zunächst eine Sprache, diese aber recht, damit sie eines Tages zu einer tragfähigen Grundlage werde, um von ihrem Standort aus andere Sprachen zu erlernen. Die Kinder werden noch beizeiten weltläufig genug, um nicht in Australien mangels Englisch verhungern zu müssen. Es gibt aber ein anderes Verhungern, das man im eigenen Lande erleidet, wenn einem die eigene Sprache nie Halt und Heimat wird.

Wenn manches Kind erstaunlich leicht Sprüche lernt, so geschieht es oft aus *Lust am Reim und am Rhythmus*. Dabei wird etwas im Kinde angesprochen, was in vielen von uns später verkümmert. Das Kind geniesst den Gleichklang der Wortendungen, lange, ehe es weiss, was ein Reim ist. «Vatter, säg mir nuch emol öppis, wo d Wörtli hinde guet zunenand passed», sagte einmal eines unserer Kinder. Vielleicht – aber hier begebe ich mich auf das Feld von Annahmen und breite nicht Früchte von Untersuchungen aus – vielleicht nimmt das Kind die Sprache überhaupt musischer auf als verstandesgeschulte und oft gemütsverdorbene Erwachsene. Uns ist das Wort, zumal das geschriebene, viel eher ein Zeichen für einen Sinn als eine Note für einen Klang.

Noch eine andere, beschwingende Kraft ist im Kinde

lebendiger als in uns. Der Fluss der Rede überträgt sich ihm gerne in *Bewegung* und damit der rhythmische Gang eines Verses in begleitende Gebärde, es seien Schritte und Handbewegungen, besonders dann, wenn gemeinsames Sprechen ohnehin zum geregelten Sprechen in gleicher Gangart, ja Tonhöhe und Lautstärke anhält. Es gibt *Schreit- und Reigenspiele*, bei denen nicht nur die Kinder Arm in Arm, sondern auch Sprache und Bewegung gleichsam Hand in Hand gehen. Greifen wir aufs Geratewohl ein solches Spiel heraus:

Chumm, mir gühnd gu wandere,
Vu einer Stadt zur andere,
Und wänn der König-Kaiser chunt,
So mached mir Chehris-um.

Klein ist der Schritt vom rhythmisch gesprochenen Vers *zum Lied*. Er wird nicht selten auch im Reigen getan, wobei sich dann, erst halbverstanden, aber durch die Bewegung gedeutet, auch das Hochdeutsche einstellt: «Mariechen sass auf einem Stein . . .» Dabei mag es wohl sein, dass die sonst im Alltag nicht vernommenen Worte besonders feierlich wirken, ähnlich wie im Gebet: «Müde bin ich, geh zur Ruh», auch wenn ich auf dieser Stufe dem mundartlichen Gebet durchaus den Vorzug geben möchte. Dabei hielten wir es mit unsren Knaben und Mädchen so, dass wir die Gebete bei Tisch und abends vor dem Einschlafen recht häufig wechselten, um das Einfrieren in Formeln zu verhüten.

Der *Wortzauber* unverstandener Wörter ist indessen bei Kindern auch während der Schulzeit noch sehr rege. Man erinnere sich merkwürdig undurchsichtiger Abzählreime:

Enne, denne, tupe, tenne,
tupe denne talia.

Niemand vermag zu sagen, was diese Silben einzeln bedeuten, aber gewiss bedeuten sie gesamthaft das eine: Das Magische soll das geheimnisvolle Schicksal andeuten, wonach nun das Los waltet, wer frei sei und wer fangen müsse. Nicht umsonst gibt es in der Mundartlyrik nicht wenige Beispiele, in denen die Verfasser von einem Kinderspiel ausgehen, um dann das ganze Leben als ein Spiel auszudeuten, in dem es Jäger und Wild, Verfolger und Verfolgte gebe. Aber auch die hochdeutsche Lyrik, welche die Sprache gerne mit Wörtern ausstattet, welche dem Logos oder dem herkömmlichen Bildverstande schwer zugänglich sind, nimmt vielleicht Fäden auf, die im Gewebe der Kinderpoesie vorgegeben sind.

Welch seltsame *Bekräftigungsformeln* die Kinder doch oft haben! Traute man einer Aussage nicht oder nur halb, so pflegten wir Kinder im Bergtal zu sagen: «Und wenn jetz der Härrgott und tuusig Engeli da-stieden, seitisch es au?» Diese Berufung vor das oberste oder gar die Erinnerung an das Jüngste Gericht liess manches vorschnelle Wort zurücknehmen. Allein, man durfte eine solche Formel nicht übernutzen, sonst wurde sie verbraucht und unwirksam. Man schien es zu wissen, indem man sparsam mit solcher Gewissens erforschung umging. Etwas häufiger wurde eine Wendung gebraucht, welche einen Tauschhandel besiegelte. Lange ging das Geschäft des Abwägens hin und her, bis man beidseitig der Ansicht war, die zu tauschenden Waren seien etwa gleichwertig. Wir nannten dieses Prüfen, ob eine gläserne Spielkugel zwei oder drei

Griffel gelte, samt dem anschliessenden Abtausch der Güter «Meerzele». Ich habe erst viel später erfahren, dass dieses Wort vom italienischen *la merce* (die Ware) stammt, das mit dem Markt (*mercato*) und am Ende gar mit dem Handelsgott Mercurius zusammenhing. Nie aber habe ich herausgebracht, weshalb man in unserm Glarner Dorfe nach vollzogenem Handel sagen musste: «Alti, nüü Geissgass, nümme ummegy!», um die Unwiderruflichkeit des Abtauschs zu bekräftigen. Da lag kein Sinn auf der Hand, aber doch – oder vielleicht gerade daher? – eine Kraft tief im Grunde des dunkeln Wortes. Es war wie der Handschlag bei einem Handwechsel, dieser Gebärde aus der Zeit des stummen Handels, wohl auch zwischen Völkern ungleicher Sprache.

Dieses Wort «Handwechsel» war bei fahrender Habe jedermann offensichtlich. Auf dem Viehmarkt führte eine Hand das Tier her und eine andere Hand weg. Heute braucht man das Wort «Handwechsel» aber meistens beim Handel von Liegenschaften. Frühere Zeiten wollten auch dabei sehen, wie ein Stück Grund und Boden beim «Handwechsel» von einer Hand in die andere überging. So übergab der Verkäufer dem Käufer vor Richter und Zeugen eine grashaltige Scholle – pars pro toto – um anzudeuten, dass nun ein ganzes Grundstück in eine andere Hand überging. Heute denken wir kaum mehr daran; aber wenn wir ein solches *Urbild* wachrufen, wird uns wieder bewusst, wie recht Jean Paul hatte, als er die Sprache ein *Bilderbuch mit verblassten Bildern* nannte, und Pestalozzi nicht minder, wenn er sagte, dass nichts in unserm Geiste sei, was nicht zuvor einmal in unsren Sinnen war. Das lässt sich leicht begreifen. Betrachten wir gerade dieses Wort «be-greifen» oder das sinnverwandte «erfassen». In beiden Fällen liegt dem Verb der sinnliche Vorgang des handfesten Ergreifens, des Fassens zugrunde. Wer dies erfasst, kann es er-greifend finden. Und damit verwenden wir das Wort schon in seiner übertragenen oder sinnbildlichen Bedeutung.

In solcher Weise Wörter auf ihren *Ursinn* hin auszuloten, kann eine Quelle grossen Sprachvergnügens sein und auch unsere Freude an der Dichtung erhöhen. Häufiger als früher weisen die Philosophen den Weg zur ersten Bedeutung der verwendeten Wörter. So erklärt z. B. Paul Häberlin, der Mensch habe zweierlei Lust in sich, nämlich sich einerseits zu behaupten, d. h., sich selbst treu zu bleiben, anderseits aber auch, sich zu verändern, was eigentlich heisse: sich zu ver-andern, d. h., die Rolle eines andern zu spielen. Das gilt vom kindlichen Rollenspiel über das Soziodrama bis zur hohen Bühnenkunst, in welcher ein Schauspieler im Wesen seines Helden aufgehen möchte. Gelegentlich überfordern Philosophen wie Martin Heidegger die Sprache aber auch, indem sie mehr Bedeutung in die Wörter und Wendungen hineingeheimnissen, als diese von sich aus hergeben.

Auch hier im Umgang mit Wörtern hat man sich an das Gemäss zu halten und darf nicht dem Eigenwilligen frönen. Führen wir noch ein besonders glückliches Beispiel an: Stefan Zweig bedauert in seinem Werke «Heilung durch den Geist», dass sich viele kranke Menschen einfach nur vom Arzt be-handeln lassen, sich also passiv verhalten, statt sich aktiv einzusetzen, um bei der Heilung auch selber zu handeln, d. h. mitzuwirken. Dieser Hinweis auf den Willen zur Gesundheit, den wir aufbringen und immer wieder wecken sollen, scheint mir sehr wesentlich. Fügen wir gleich noch ein

entsprechendes Beispiel an. Wir sagen gerne, man müsse eine Maschine bedienen, ohne zu bedenken, dass eigentlich die Maschine uns dienen sollte. Diese Umkehr im Dienstverhältnis von Mensch und Maschine kann sich geradezu heillos auswirken. Nicht wenige «Bediener» der Maschine, auch der blitzenden Verkehrsmaschinen, sind wirklich zu blossen Dienern der Maschine herabgesunken, und die eherne Herrin bestimmt wie eine Zwingfrau ihr Leben.

Zurück zum Wort! Aber wir sind ja nur scheinbar von der Pflege der Sprache abgewichen. Die meisten Menschen brauchen die Wörter nur wie geprägte Münzen, und der Sinn für das Bild verwischt sich ihnen, je abgegriffener die Münze aus dem Sprachschatze ist. Und das ist nirgends krasser der Fall als bei den Gemeinplätzen. Bei solchen abgedroschenen Redewendungen, wie sie namentlich der Politiker liebt, kommen denn auch nicht selten peinliche *Bildvermengungen* vor. Lassen Sie mich ein paar Beispiele anführen! Sie alle kennen den Vergleich, man nehme etwas auf die leichte Achsel. Damit will man sagen, man nehme eine Sache nicht eben ernst. Diesen Vergleich mag man ruhig gebrauchen, aber man muss ihn dann meiden, wenn es sich um Körperteile handelt, d. h. um Dinge aus dem gleichen Bereich. Da wirkt es komisch, zu vernehmen: Er nahm sein krankes Bein auf die leichte Achsel. Als ob man sein Bein wie ein Gewehr schultern könnte – welch widersinniges Bild der Verrenkung! Auch muss sich jemand nicht wundern, dass er statt Beifall Gelächter erweckt, wenn er mit rollenden Augen und erhobenem Finger im Parlament mahnt: «Meine Herren, das ist ein zweischneidiges Schwert, bei dem der Schuss oft hinten hinaus geht!» Oder eine ähnliche Redeblüte: «Wir wollen das tote Kind, das sich im Sande verlaufen hat, nicht mit dem Bade ausschütten.» Ein Geistlicher endlich vermengte in einer Grabrede gar vier Vergleiche des Vergehens und der lindernden Kraft der Zeit: «Der Zahn der Zeit, der schon manche Träne getrocknet hat, wird auch übere diese Wunde Gras wachsen lassen.» Wir lachen und lernen! Nehmen wir uns vor, Gemeinplätze möglich zu meiden, aber wenn wir sie schon verwenden, so soll man darauf achten, dass die Bildersprache nicht eine unfreiwillige Komik ergebe.

III

Die *Grundkräfte der Sprachpflege* sind das *Hören* und das *Sprechen*, das *Schreiben* und das *Lesen*.

Jeden Tag hören wir in unsren Stuben *gutausgesprochenes Hochdeutsch*. Unser Rundspruch hat sich aus guten Gründen gegenüber der uns fremd anmutenden Bühnenaussprache, wie sie das Lehrbuch von Siebs mit Recht für die Bühne fordert, eine gewisse Selbständigkeit gewahrt. Nach der Wegleitung von Bruno Boesch dürfen wir sagen: die Fabrik statt Fabriik, düster statt düüster und Ewigkeit statt Ewichkeit. Hingegen reicht die eidgenössische Freiheit nicht so weit, dass wir von unsren Nachrichtensprechern verlangen dürfen, sie müssten sagen: «Der Ascht ischt voll Obscht» oder «Ich lächle über die Mädchen» mit hartem Gaumenlaut wie im Satze: «Ach, das Tuch hat ein Loch.» Dank dem regelmässigen Anhören der Neuesten Nachrichten und der Wettervorhersage ist uns die richtige Aussprache schon in Fleisch und Blut übergegangen. Zweifellos hat unser Radio die Ausspracheübungen in unsren Schulen sehr erleichtert und vor allem den Widerstand der El-

tern gegen das gezierte Sprechen des Schulmeisters gebrochen, denn nun hört man am Familienschreibtisch, was als richtig gilt. Freilich ist der Satzbau mancher Mitteilungen noch zuwenig auf den Hörer berechnet, sei es, dass er zu viele Fachausrücke verwendet, oder sei es, dass *Papierdeutsch* und kein lebendiges Deutsch geboten wird. Mit Recht rügte der Deutschschweizerische Sprachverein den Satz: «Die Wetterlage ist in allmählicher Umgestaltung begriffen.» So spricht man nicht, ja so sollte man auch nicht schreiben, sondern schlicht sagen: «Die Wetterlage ändert sich.» Der Redestil sei einfach. Ein ausländischer Sender nahm mit Recht eine amtliche Mitteilung aufs Korn, die eine Ausgeburt übler Machenschaft war. Passen Sie gut auf: «Derjenige, der den, der den Pfahl, der an dem Wege, welcher nach Bergdorf führt, stand, umgeworfen hat, anzeigen, erhält eine Belohnung von 100 Mark.» Der Sender schrieb nun einen Preis für eine bessere Fassung aus. Ein Schriftsteller gewann ihn mit dem Vorschlag: «Eine Belohnung von 100 Mark erhält, wer den anzeigen, der den Pfahl am Wege nach Bergdorf umgeworfen hat.» Einer meiner Studenten, denen ich von diesem Preisschreiben nachträglich erzählte, fand eine noch bessere Form: «Am Weg nach Bergdorf stand ein Pfahl. Er ist umgeworfen worden. Wer den Täter anzeigen, erhält 100 Mark.»

Natürlich wollen wir damit nicht sagen, dass jede Kürze klarer oder gar schöner sei. So scheint uns ein Polizeibericht zu knapp, wenn er meldet: «Der Dieb schlug den Weg nach Büimpliz und zwei Scheiben ein.» Da könnte man schliesslich dickeleibige Romane in einen Satz zusammenziehen: «Er schnitt ihr den Weg, das Wort und die Kehle ab.» Wo die Dichter übermarchen, nehmen sie sich mitunter selber beim Ohr. Als man einst Matthias Claudius fragte, worin denn der Unterschied zwischen seinem und Klopstocks Stil bestehe, sagte der treuherzige Poet des Abendliedes «Der Mond ist aufgegangen», Klopstock würde abends ausrufen: «Du, der Du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe Dich mir, und befreie mich, Dich neigend zum Grunde unserer Altmutter Erde, von der Last des staubbedeckten Kalbfelles.» Er selber aber sage einfach: «Johann, zieh mir die Stiefel aus!» Gewiss eine Mahnung zur Einfachheit, die besonders von der Rede gilt, die klar und wahr sei.

Die *freie Rede* fällt uns Schweizern sehr schwer. Wohl gibt es natürlich bei uns wie anderswo viele zungenfertige Leute, welche gern «en Schwätz ablönd» (wie man mit einem widerlichen, doch kennzeichnenden Ausdruck in der Ostschweiz etwa sagt), aber die knappe, klare und im besten Sinne ansprechende Rede ist selbst im Parlament und im Vortragssaal leider selten. Schreibt sich ein Staatsmann seine Rede hochdeutsch auf, dann wirkt sie beim Anhören eben aufgeschrieben und ab-ge-lesen, d. h. sie ist meistens in einem recht gequälten Aufsatzstil gehalten. Spricht er aber, um das Volk in seiner ureigenen Sprache zu erreichen, schwyzerdütsch, so schreibt er seine Gedanken gleichwohl hochdeutsch auf, und er müsste einer der drei Sprachmeister des Landes sein, wenn er beim Uebersetzen aus dem Handgelenk die Mundart nicht erbärmlich verfälschte. Gewöhnlich stelzen Sätze einher, die Ihnen nur zu vertraut sind: «Angesichts vone nicht unerhebliche Choschteüberschrittige mümer Ysparige i s Aug fasse...» Fragt die Frau daheim den einfachen Zuhörer, was der Redner denn gesagt habe, so berichtet der heimgekehrte Mann schlicht:

«Die Sach chunnt dä tüürer, als mer tänggt händ; mä mues luege, wo me spare cha.» Genau so hätte der Staatsmann reden sollen. Allein, es wäre ihm zu unbedeutend vorgekommen. Die Mundart ist in der Tat einfacher und meidet die Nebensätze, wo immer es geht. Nun ist es allerdings nicht leicht, die zusammen gesetzten Sätze einer hochdeutschen Niederschrift im Handkehrum in kurze Mundartsätze umzubauen. Meistens kommt es dann zu wunderlichen Ausgeburten: «Das Huus, das der Nachber gkauft hät, ischt uf d Gant cho, die geschter stattgfunde hät.» Richtig wäre: «Der Nachber hät es Huus gkauft, und das isch geschter vergantet worde.» Allein, in diesem Falle ist auch ein Nebensatz durchaus zu verantworten und wohl auch vom Sinn des Satzes her geboten. «Das Huus, wo der Nachber gkauft hät, isch geschter vergantet worde.» Ach, wenn doch unsere Redner nur wüssten, wie leicht die bezüglichen Fürwörter in der Mundart zu handhaben sind! Die Relativpronomina, die ja die Schriftsprache nach Zahl und Geschlecht unterscheidet und erst noch die Ersatzformen «welcher», «welche» und «welches» anbietet, bereiten der Mundart ja keinerlei Kopfzerbrechen. Sie kommt nämlich mit dem einzigen Wörtchen «wo» sehr wohl aus (Der Vatter, wo heicho isch; d Muetter, wo gkochet hät; ds Chind, wo-n-ere ghulfe hät; d Gescht, wo zytli cho sind...)

Am Radio hört man einerseits vorzügliche und anderseits auch sehr verwaschene Mundart. Sehr gut ist die Mundart, wenn Fachleute den eingereichten Text gehörig überprüft haben, also z. B. bei Hörspielen und Hörfolgen; mässig und nicht selten minder ist die Mundart der meisten Redner am Runden Tisch. Man sollte diesen Herren – die Frauen sprechen in der Regel natürlicher – einmal eine wörtliche Niederschrift ihres Gestackels frischweg ab Tonband unterbreiten. Die Nachbarn aus Oesterreich und aus Deutschland verhaspeln sich in ihren Gesprächen viel seltener als wir Schweizer.

Seit einigen Jahren ist in Heimen und Lagern eine neue Form der Rechenschaft aufgekommen, von welcher ich mir geistig, seelisch und sprecherzieherisch etwas verspreche. Statt einen Vortrag anzuhören und dann anschliessend – oft mühsam genug – noch eine Aussprache anzukurbeln, wird ein Problem vorgespielt, indem man den einzelnen Teilnehmern nahelegt, sich z. B. in die Schuhe eines Mannes, der von einer zu bessprechenden Neuerung betroffen wird, hineinzudenken. Nehmen wir ein Beispiel! Es wird die Frage aufgeworfen, ob man seinen Lohn statt wie bisher im Zahltags-täschli künftig vom Postcheckamt überwiesen bekommen sollte. Darüber sprechen nun in Form zugeteilter Rollen eine Arbeiterin, ein Fabrikant, eine Postangestellte, eine Fürsorgerin, der bisherige Zahlmeister der Fabrik usw.

Die *Kunstform* eines solchen Gesprächs ist das Zeitstück des Theaters. Da vernehmen wir, was «Die Physiker» zum Atomkrieg meinen oder – in ein historisches Stück verhüllt – was Lessing von seiner «alten Kanzel» herunter über die Duldsamkeit sagen wollte. Die Berufsbühne ist gleichsam der Tempel der höchsten Sprach- und vor allem auch der Sprechkunst, wenn diese dort – im Gegensatz zum Hörspiel – auch nicht die alleinige Herrscherin ist, denn im *Schauspiel* will das Sichtbare von der Gebärde bis zum Bühnenbild seine Mitregierung. Die sehr gepflegte Sprache wirkt auf die Zuhörerschaft erhebend und erziehend.

Neben der Kunstbühne der Berufsschauspieler hat

auch die *Volksbühne* der Laien ihr gutes Recht. In der Zwischenkriegszeit schätzte man die Zahl der Vereine, welche in der Schweiz jedes Jahr mindestens ein abendfüllendes Stück aufführten, auf rund zweitausend. Dabei gab und gibt es sehr kleine Gemeinden mit hundert bis zweihundert Einwohnern (ich denke z. B. an Löt schentaler und Bündner Gemeinden sowie an Gurin, das einzige deutschsprachige Tessiner Dorf), in welchen rund ein Drittel der gesamten Jungmannschaft auf der Bühne stand, dem Spiel also in werktätiger Liebe zugetan war.

Woher kommt diese *Theaterlust in unserm Volke*, das doch sonst sein Herz gar nicht auf der Zunge hat? Es handelt sich zweifellos um einen gesunden seelischen Ausgleich. Da wir im Alltag immer wieder aus dem Blickwinkel der Gleichheit gemustert werden und uns daher oft entsprechend gehemmt fühlen, wünscht die Seele – oder das ewige Kind in uns? – einmal wieder freien Auslauf. Warum sollte der Stimmenzähler einer demokratischen Partei an deren Unterhaltungsabend nicht einmal König sein dürfen und die Frau des nicht mehr gewählten Gemeinderates nicht auch einmal Grossfürstin, der verschmähte Bursche ein umworbener und die unverstandene Frau eine aufmerksam mit Liebe umgebene Gattin! Noch wertvoller ist es freilich, wenn man sich zu den weniger märchenhaften Rollen bekennt, die einem das Leben aufträgt, was die Heimatbühnen verdienstvoll besorgen. Wenn der Schein nicht trügt, ist indessen die Theaterlust unseres Volkes doch etwas am Erlahmen. Spielen wohl die Künstler auf dem Fernsehschirm nicht nur ermutigend, sondern geradezu entmutigend gut, so dass einem der eigene Versuch zum vornherein hoffnungslos vorkommt? Das wäre sehr schade und würde von falschen Voraussetzungen ausgehen. Wir spielen ja nicht im Wettbewerb mit den Meistern, sondern für uns und unsern Kreis, und wer sich ganz in den Dienst eines Werkes stellt, wird die grossen Leistungen der Meister noch besser würdigen können.

Gilt im Grunde nicht das Gleiche auch vom Lesen und Schreiben? Das Lesen scheint zunächst nicht eine sonderliche Sprachhilfe zu sein. Diese Annahme stimmt für die nur stoffhungrigen Leser (und Leserinnen!). Wer einen Roman nur liest, um so bald als möglich zu erfahren, ob sich die beiden Liebenden am Schlusse kriegen, wird freilich von seinem Lesewerk keinen bedeutenden sprachlichen Gewinn davontragen, und auch die seelische Ernte wird dürftig sein. Es gibt aber auch jenes *besinnliche Lesen*, das immer wieder unterbricht, um den Stand der Handlung, die Haltung der Gestalten und auch Fragen der sprachlichen Form zu bedenken. Spracherzieher raten uns, beim Lesen Listen anzulegen, eine Vorzugsliste mit Wörtern, die man sich für den eigenen Gebrauch merken möchte, und eine Verrufsliste mit Ausdrücken, die man anprangert. Nicht immer gehe ich mit solchen Musterlisten einig. So setzte ein Verfasser anerkannter Stilbücher das Wort «die Jetzzeit» für «Gegenwart» auf die Vorzugsliste, während mich das Wort anwidert. Sicher kann nur eine gehörlose Zeit Freude daran haben, es sei denn, man wolle mit dem Ausdruck «die Jetzzeit» die Hetze unserer überhasteten Zeit im Worte lautmalerisch wiedergeben. Darf ich Ihnen weitere Wörter und Wendungen sagen, welche meinem Sprachgefühl zuwider sind? Da ist das dumme Wort «schlussendlich», diese elende Missheirat zwischen «schliesslich» und «endlich», ferner das albern umgestellte «zweifelsohne» oder das

Modewort «ein Mehreres» oder «vermehrt», wie im Satz eines Staatsmannes: «Vermehrte Anregungen zeigen die Einsicht, dass wir ein Mehreres für den Humanismus tun müssen.»

Die grossen Stilkünstler bezeugen uns Mühe und Lust am Erarbeiten eines guten Satzes oder gar einer trefflichen Seite, woran man nach Nietzsches Weisung zu arbeiten habe wie an einer Bildsäule. Mehr als ein halbdutzendmal hat C. F. Meyer das kunstreiche Gedicht «Der römische Brunnen» umgeschrieben, bis er sah, dass der Fluss der Sprache das Strömen des überfliessenden Wassers entsprechend ausdrückte und er dann in der knappen letzten Zeile den wirksamen Schluss fand. Man begleite auch Gottfried Keller in seine Werkstatt und sehe, wie er als 60jähriger bei der Vorarbeit zur zweiten Auflage des «Grünen Heinrich» seinen Erstling durchkämmte und ihm die Sprachzucht des Meisters angedeihen liess. Er hat zwar dabei nicht alle «derselbe» zu tilgen vermocht. Damit nenne ich nochmals ein Wort, das Sie auch aus Ihrem Sprachgebrauch entlassen wollen. Oder erscheint Ihnen die Lorelei, die ihr goldenes Haar mit dem kostbaren Kamme pflegt, schöner, wenn es von ihr heisst: «Dieselbe kämmt dasselbe mit demselben?» Oh, Sie kommen sehr wohl ohne diese Wörter aus, und auch das «erstere» und das «letztere» sind entbehrlieche Wörter. Vor allem in der schlichten Sachprosa, in welcher wir ja unsere Eingaben, Sitzungsberichte und die meisten Briefe schreiben, soll die Einfachheit unser Ziel sein. Sie wird auch die Freude der Empfänger sein. Vorbei ist die Zeit, in welcher man, die Hand in der steifen Manchette, auf das Papier schnörkelte: «Halten Ihr Jüngstes vom 1. November in Händen und sprechen Ihnen dafür höflichst den verbindlichsten Dank aus.» Wie viel klarer, verständlicher und darum auch höflicher ist der schlichtere Briefanfang: «Wir danken Ihnen für Ihre Anfrage vom 1. November.» Jene Wendung «Halten Ihr Jüngstes in Händen» lässt uns ohnehin eher «ersorgen», ob das Töchterchen wohl mit genügend Windeln versehen sei. Und wie unsinnig ist es doch, das persönliche Fürwort wegzulassen, d. h. das «Ich» oder «Wir» am Satzanfang! Diese Torheit entsprang der falschverstandenen Bescheidenheit unserer Grossmütter, welche nicht den «Esel vorausschicken» wollten und dabei in Schneckenläufe gewundener Sprache gerieten. Nebenbei bemerkt, ist es wohl sehr anständig, sich selber das Zeugnis auszustellen, dass man höflichst danke? Und dann die Freigebigkeit mit den höchsten Formen der Steigerung «höflichst» und «verbindlichst» oder gar «hochachtungsvollst» – sind das nicht sprachliche Kratzfüsse? Trop poli pour être honnête – sagt der Franzose mit Recht.

Ein Zeichen des stümperhaften Stiles ist das *Uebermass an Eigenschaftswörtern*. Sehen Sie in der Bibel nach, wie selten sie dort sind. Als der französische Staatsmann Clemenceau noch Chefredaktor war, sagte er zu seinen Schriftleitern, sie sollten erst ihn anrufen, ehe sie ein Adjektiv verwendeten. Das ist natürlich eine Uebertreibung. Wahr bleibt indessen die Mahnung, im Gebrauch der Eigenschaftswörter sparsam zu sein, dann aber sehr genaue Wörter zu verwenden und Schwammwörter zu meiden wie z. B. interessant, weil man dieses Allerweltswort leicht durch ansprechend, fesselnd, anregend, lohnend usw. übertragen kann. Schämen wir uns nicht, wenn wir an einer Briefseite gehörig arbeiten, sagte doch Thomas Mann selbst vom Schriftsteller, er sei ein Mann, dem das Schreiben schwerer falle als

andern Leuten, und Lessing gestand einmal einem Freunde, er habe heute keine Zeit, einen – kurzen Brief zu schreiben!

Beim *Briefschreiben* und natürlich auch im *Tagebuch*, worin niemand die Frage- und Ausrufzeichen nachzählen darf, ist neben der Klarheit auch die persönliche Tönung erlaubt, ja geboten. Dient das Tagebuch in erster Linie zum Selbstverständnis, so muss der Brief aber doch im Rahmen des Verständlichen bleiben. Nur ungern widerstehe ich hier dem Versuche, Briefbeispiele anzuführen, vor allem Liebesbriefe Mörikes und Johann Peter Hebels, welche einen unvergleichlichen Zauber der Vergegenwärtigung erreichen. Doch das sind kostbarste Lesefrüchte für den Sonntagabend. Wir aber haben uns hier und heute mit dem Werktag der Sprache zu befassen, eher mit dem Sprachgerät als mit Sprachmusik.

IV

Wenden wir uns daher nun einigen Krebsübeln am Leib der deutschen Sprache zu! Die ärgste Krankheit ist sicher die *Sucht nach begrifflichen Hauptwörtern*, vor allem solchen, die auf -ung auslauten. Ein «Beleuchtender Bericht» zu einer Abstimmungsvorlage im Kanton Zürich im Jahre 1956 rückte gleich fünf solcher -ung-Wörter in zwei Zeilen zusammen:

«Die Mitwirkung bei der Brandbekämpfung sowie die Teilnahme an der Hilfeleistung in Fällen der Gefährdung von Leib und Gut der Bevölkerung durch Naturereignisse und andere Katastrophen stellt im Kanton Zürich Bürgerpflicht dar.»

Ein Satz, bei dem der gute Wille grösser war als das Sprachvermögen. Warum schrieb der Amtsmann nicht schlicht: «Es ist Bürgerpflicht, Brände zu bekämpfen und gefährdete Menschen und Güter zu retten? Ist das eben schwerfälliger *Kanzleistil*? Nein, auch Geschäftsleute schreiben sich noch etwa: «Die Verhandlung zwecks Aufstellung der Heizung hat eine Unterbrechung erfahren.» Ungespreizt würde der Satz lauten: «Die Verhandlung über die Heizanlage ist unterbrochen worden.» Haben wir auf den privaten Briefwechsel wenig Einfluss, so dürfen wir vom Staat verlangen, dass er seine Berichte in gutem Deutsch verfasse, denn die Papiersprache der Umständlichkeit ist von der Verfassung nicht gewährleistet worden. Es entfremdet den Bürger seinem Staat, wenn es in einem Bericht über ein Geschäft eines Grossen Rates heisst: «Kantonsrat R. K. wünscht zum Antrag R. bezüglich Ermöglichung der Erteilung von Apothekenbewilligung an Selbsthilfeorganisationen die rasche Förderung dieser für die Preisgestaltung pharmazeutischer Mittel wichtigen Frage.» Glauben Sie, dass alle Herren Kantonsräte einen solchen Satz gleich verstehen oder gar die geneigten Leser der Dorfzeitung «Echo von Kübeliswinden»? Es braucht eine gute Weile, bis man herauskriegt, worüber eigentlich gesprochen wurde, nämlich: Kantonsrat R. hat gefordert, dass Selbsthilfeorganisationen (z. B. Konsumvereine) wie die Apotheken Heilmittel verkaufen dürfen. Nun wünscht ein anderer Grossrat, dass diese Frage, welche wohl die Heilmittel verbilligen wird, rasch behandelt werde. Gewiss, die beanstandeten Sätze sind nicht grammatisch falsch, aber stilistisch verfehlt.

Das gilt auch von der Folge dieser als Substantivitis bezeichneten Hauptwörtersucht. So kann man bei ge-

lehrten Pfarrern oder Philosophen lesen: «Die Schwierigkeit der Erklärung des Ursprungs des Uebels ist enorm.» Der Satz ist mit seinen neun Wörtern gewiss nicht schwerverständlich, und jeder Genitiv ist richtig gewählt; aber dass sie zu dritt auftreten, ist jedenfalls unschön oder doch verwirrlicher als der schlichte Satz: «Es hält sehr schwer zu erklären, woher das Uebel stammt.» Immerhin muss man sich bei solchen Genitivsätzen genau auf die Finger sehen. Richtig ist es, von der «Verwaltung eines Landes» zu sprechen, falsch aber «im Einverständnis des Erziehungsdepartementes». Es muss heißen: «mit dem Erziehungsdepartement». Schärfen Sie also Ihr Sprachgefühl! Gewiss lächeln Sie, wenn Sie auf der Wegtafel eines Kurortes lesen: «Stockmitnahme empfehlenswert», aber Sie sollen auch Sätze ablehnen, die minder auffallen, z. B.: «Am Steilufer von Sassnitz sind Uferabstürze erfolgt.»

Das beste Heilmittel gegen das Uebermass an Hauptwörtern ist die Lust am *Verb*. Eduard Engel schrieb in seiner Stilkunst: «Wer das Zeitwort beherrscht, der beherrscht die Sprache und ist auf dem Wege zum Stil.» Da sagt man eben nicht mehr: «Die Zeugnisse gelangten zur Verteilung», sondern: «Die Zeugnisse wurden verteilt», oder noch besser: «Der Lehrer verteilte die Zeugnisse.» Das Verb ist der Motor des Satzes. Es belebt, wo das Hauptwort verschleppt. Freilich darf man sich nicht mit ein paar Allerweltsverben begnügen. Man muss wissen, wo das Verb «sagen» am Platz ist und wo andere besser dienen, z. B. betonen, zustimmen, erklären, angreifen, ablehnen, bezweifeln, frohlocken, beteuern, schreien, flüstern, befehlen, rügen – um nur ein erstes Dutzend anzuführen. Die reiche und richtige Anwendung der Verben ist ein Maßstab geistiger Höhe und Frische. Ein alter Lehrer, der das Unglück hatte, den geistigen Zerfall seiner Frau zu beobachten, erklärte uns, wie seine Gattin zuerst im Gebrauch der Verben unsicher geworden sei. Man denke nun nicht, diese Vielfalt der Verben sei eben das Vorrecht der Schriftsprache. Jedenfalls für Wörter, welche die Gangart kennzeichnen, hat Chefredaktor Ernst Schürch den überzeugenden Gegenbeweis erbracht. Ich entnehme seiner Schrift «Häß Sorg zum Schwyzerdütsch» einen Kratten voll saftiger Früchte vom Lebensbaum der Mundart; sie finden sich auch im Alemannischen Mundartlesebuch «Holderbluescht» (Sauerländer & Co., Aarau):

«Was hei mer doch an üser Heimatsprach in ihrer ganze Wyti u Töifi: Uf welem Boden ischt e chächeri Wortfamilie gwachse weder öppe die: chlepfe, Chlapf, Chlupf, verchlepfe, erchlüpfe, chlüpfig? Hei mir nid für quer d Wahl zwüsche tromsig, zwäris, tschärbis, für schiefstehen: helte, chiere, u für ne Möntschi, wo innen für nid im Sänkel ischt, das Wort, wo eine für ds Läben abstämpfet: e schieche Siech?»

Säget mer hurti in eren andere Sprach mit eme Wort, wo glich vil Chraft u Farb het: Was isch chäch, frein, Gsünn, gluntsche... Pfnüsel ischt alei e chlyne Tonfilm; da chunnt d Schriftsprach mit ihrem „Schnuppen“ nid nache. Me merkt a beidne Worte die verstopti Nase; aber bim Pfnüsel gspürt m'es o grad no füechtele.

Oder nämet die vile Wörter, wo üser Altvordere hei mit eme verschmitzte Handwärcherluscht zsämebaschget, für z'säge, wi d Lüt loufi. Wi die gnau hei gluegt u glost, gäb si ere Sach hei der Name g'gäl! Si hei gmerkt, dass i der Gangart so guet wi im Gsicht sech der Charakter kündtet, u der Luun, wo eine drinn ischt, u siheit dert drinne gläse wi ne Grapholog i der Hand-

schrift. Jedes Wort es Fündli, jedes vollpackt mit Natur. Loset uf Rhythmus u Tonfall: güpperle, zäberle, tüssele, tyche, stürchle, pfosle, schlunge, schliirgge, schlaargge, stogle, trappe, tschalpe, plötsche, u no mängs, mängs anders. D Schriftsprach seit schlurfen, mir hei derfür schlaarpe, tschiirgge u tschaargge, u ghöre drann, ob eine liechter oder schwärer Schueh annehet. Tuet er trogle, so würde's wohlöppé Holzböde sy. Was noule wott säge, das ischt ume ganz aparti. Wär's kennt, dä het es ganzes Kinobild vor ihm. Uf schriftdütsch müsst me das eso erkläre: „Noule, ein eher zielloses und stumpfsinniges Gehen, wobei der Gehende wie ein schwerziehendes Pferd jeden Schritt mit einem Kopfnicken markiert. Auch eine trottende Schafherde noulet.“ Das alles het üsi Landsprach suber i two Silben ypackt: noule.

Es git i däm Kapitel o nes Wort, wo ds Stadtbärndütsch het gliferet: tschepfe. Ghöret dr d Pfadi d Louben ab tschepfe? Isch das nid gnau der Ton vo mene Tschüppli Buebe, wo im Takt über en Asphalt marschiere? Der Schritt chlepft, aber er rütscht o chly: är tschepft. Das ischt üsne Junge vom Ohr uf d Zunge grütscht, u luegit: Das ischt äbe der Sprachgeischit vo der Mundart, wo mit ere derige Kunscht no hüttigstags Neus z'standbringt.

I ha gseit, i de Wörter, wo mir dermit d Gangarte zeichne, lig o der Charakter vo de Lüte. Das gseht me uf ei Blick a dene abgleite Houptwörter – o ume Wörter, wo me nume i der Mundart cha ableite. Was e Müschterligumper oder (das het der Tavel uf em Land ugläse) e schmaugschuehnate Zäberlihung ischt, das seit das Wort sälber; aber me gseht ja o ne Tychi, e Tüüsseler, e Pföseler, e guete Trappi un e Tschalpi. Me cha's grad in allne Gschlächter u Formate ha: e Schlaarpi, e Schlaarpe, es Schläärpeli. U so git's z'tuusigewys Miniaturbildli vo Möntsche: e Gritti un e Gränni, e Brieggi un e Stogli, e Raue un e Chääre.»

Tut es einem nach solch würzigen Beispielen nicht leid, wenn man in einem Bericht über das Aelpfest in Kandersteg, wo ja das Sprach- und Heimatgefühl noch kerngesund sein sollte, einst im «Bund» (9. Juli 1957) lesen musste: «Als Conférencier wirkte in diesem Non-Stopp-Programm der Frutiger Hans Lienhard mit, der sich auch als begabter Musicalclown entpuppte.» Sollen die Zürcher die Berner dieser beschämenden *Nachäfferei* der Amerikaner zeihen? Nein, auch in einem Zürcher Dorfe hing, zwei Jahre nach dem letzten Krieg ein Anschlag, der sprachlich auslandhörig war:

Turnerischer Vorunterricht

Beginn: sofort!

Also!! hoppe

rann an den Speck!

Ob wohl ein einstiger Gauleiter für diesen Vorunterricht «angeheuert» werden konnte? Man rümpfe aber die städtischen Nasen nicht über die Landleute, die eben nicht wüssten, was sich schicke. Als die Stadt Zürich damals Kinderspielplätze, welche den Krieg hindurch im Zeichen des Mehranbaus unter den Pflug genommen worden waren, wieder freigab, sprach man von der «Entagrarisierung» dieser Spielplätze.

Schliessen wir diese Reihe mit einem Beispiel eines sprachlich und geistig überforderten Ostschweizer Gemeindeschreibers. Er hatte das Gesuch einer Tochter, die angesichts ihrer nahen Verheiratung aus dem Frauenhilfsdienst entlassen werden wollte, bei der zuständigen Amtsstelle zu empfehlen:

«Geht an X. X. mit dem höfl. Ersuchen und Antrag, dem Ersuchen der Gesuchstellerin vollumfänglich zu entsprechen. Die Begründung der Gesuchstellerin entsprechen vollständig; es sind diese jedoch zugunsten der Gesuchstellerin dahin durch uns zu erweitern, da diese baldige Frau auch zur landw. Arbeit in diesem Betrieb zugezogen wird.»

Ein Amtsbruder dieses Gemeindeschreibers, der in einer Bündner Gemeinde amtete, in welcher einst viele Fahrende eingebürgert worden waren, hatte einer militärischen Stelle eine Auskunft zu erteilen. Einem hohen Offizier war aufgefallen, dass sich immer wieder Wehrmänner gleichen Namens – nennen wir sie Franz Moser – ungehörig verhielten, und es war aus den Akten nicht ohne weiteres ersichtlich, ob es sich dabei um einen einzigen Träger dieses Namens oder um verschiedene Wehrmänner handelte. Die Auskunft der Gemeindekanzlei brachte nun die erwünschte Klarheit, nämlich es gebe in der Tat zwei verschiedene Soldaten gleichen Namens, und beide Franz Moser seien als liederlich bekannt und als vorbestraft eingetragen – ob sie auch noch «identisch» seien – so lautete die Anfrage – das könne man nicht sicher sagen, aber «zutrauen wäre es ihnen schon!».

Damit betreten wir das Feld der *Fremdwörter*. Soll man sie verwenden oder meiden? Da ist zunächst eine Unterscheidung der Wörter fremder Herkunft fällig. Wir haben zwischen Lehnwörtern und eigentlichen Fremdwörtern zu unterscheiden. *Lehnwörter* sind auch fremden Ursprungs, haben sich aber in Betonung und Endung längst unserer Sprache angeglichen, so dass wir sie gar nicht mehr als fremd empfinden. Es wäre ein Unding, Wörter wie Meister, Fenster, Keller, Kammer, Markt, Münze oder Nase wieder auszubürgern, und der Vorschlag, «Nase» durch «Gesichtserker» zu ersetzen, mutet töricht an. Anders verhält es sich mit den eigentlichen Fremdwörtern, denen man in Betonung und Endung die fremde Herkunft noch deutlich anspürt. Wir werden indessen, zumal in unserer mehrsprachigen Schweiz, auch nicht rundweg alle Fremdwörter verbannen, sondern uns fragen, ob sie notwendig seien oder wenigstens gut dienen. Dabei erkennen wir nun, dass eine grosse Zahl von Fremdwörtern auf den gemeinsamen griechisch-lateinischen Ursprung unserer Kultur zurückgehen und die Zusammengehörigkeit der Völker Europas bezeugen und auch stärken. Da ist gerade das Wort «Kultur» selbst zu nennen, aber auch viele Wissenschaften wie Astronomie, Physik, Geologie, Medizin, Theologie. Gewiss kann ich für Medizin ebensogut «Heilkunde» sagen, dennoch bedeutet es für das wissenschaftliche Gespräch über die Sprachgrenzen hinweg eine Erleichterung, wenn hüben und drüben ähnliche oder gar gleiche Wörter für die gleiche Sache gebraucht werden. – Auch der Handel, zumal der Welthandel, hat fremde Dinge mit ihrem Namen aus dem Ursprungsland übernommen. So ist Alkali ein arabisches und Kakao ein amerikanisches Wort. Der Reiz des Fremden sei zugegeben und der Gebrauch vieler Fremdwörter zugestanden. Unser Eifer gegen Fremdwörter richtet sich aber gegen ihre Verwendung aus Eitelkeit. Der Werkführer, der vor seinen Arbeitern von «enormer hydraulischer Energie» spricht, statt von der grossen Wasserkraft, will eben den Eindruck des Kenners erwecken. Hat er es wohl nötig, weil er sonst als Fachmann nicht überzeugt? Im Dorfe, in welchem ich aufwuchs, gab ein biederer Schneidermeister auf seinem

Schild mit der Berufsbezeichnung «Marchand-Tailleur» gleich sein gesamtes Französisch von sich und hoffte damit doch einen Abglanz der Pariser Haute couture auf sein Lädeli im Bergtal herbeizaubern zu können. Hundert Schritte davon bot ein Händler «Delikatessen» feil. Wenn er glaubte, dass er damit schon den Ausdruck für den Einkauf dieser Waren im französischen Sprachgebiet besitze, so täuschte er sich allerdings, denn *délicatesse* bedeutet dort «Zartgefühl» oder «feine Art», so dass in diesem wie noch in manchem andern Fall die Rechtfertigung, dass Fremdwörter das Erlernen anderer Sprachen erleichterten, wegfällt. Perron für das gutdeutsche Bahnsteig ist im Französischen unbekannt oder doch weniger geläufig als *quai de départ*.

Unsere Wegleite kann nur lauten, dass jedes unnötige oder gar gedankenlos gebrauchte Fremdwort zu vermeiden sei. Freilich auferlegt uns die Sprache die Pflicht nach einem gültigen Ersatz. Da ergeben sich nun ausgesprochene Glücksfälle. Ein Wort wie *pikant* scheint uns zunächst unübersetzbare, denn es hat etwas Spritziges an sich, das man einfach nicht missen möchte. Das Wort «prickelnd» erreicht aber diesen Gefühlswert nahezu, beginnt es doch mit dem gleichen und endet auf einen ähnlichen Laut; zudem übernimmt es in seinen ebenfalls zwei Silben die wichtigen Laute i, k und n. Ein Fund! «Liebesapfeltunke» für Tomaten-sauce ist bei weitem nicht so geglückt. Hingegen haben sich auch viele einst ungewohnte Wörter trefflich eingebürgert. Wer möchte für die Sterblichkeit noch Mortalität sagen oder gar *Anciennität* für das Dienstalter. Als man einst vorschlug, das Wort Observatorium durch den Ausdruck «Sternwarte» zu ersetzen, fanden die siebenklugen Berliner dieses Wort zum Totlachen, indem sie darauf hinwiesen, dass man ja weder auf die Sterne warte noch ihrer warte, wie Schiller im «Wilhelm Tell» sagt: «Da sass ein Mann und wartete der Fähre», oder wie die Abwartfrau die Zimmer besorgt. Trotz des Gelächters der Berliner hat sich indessen das neue Wort zu halten vermocht und tönt uns sogar vornehm. Nicht immer verleiht ja das Fremdwort den erst beanspruchten Hochglanz auf immerdar. Wer heute einem Besuch sagt: «Warten Sie, ich habe mein Automobil da drüben», der erweckt beim Eingeladenen den Eindruck, es rattere nun eine Rumpelkiste aus dem Verkehrsmuseum heran. Sagt aber jemand: «Ich habe meinen Wagen da drüben», so darf der Gast eher hoffen, es fahre ein angenehmer Wagen vor. Das uralte, schlichte Wort «Wagen» hat seinen neuen Adel bekommen.

Die Herkunft der Fremdwörter wechselte im Laufe der Zeit. In der Renaissance kamen die meisten aus Italien, später aus Frankreich, und heute stammen die allermeisten aus dem Angelsächsischen, genauer gesagt: aus dem Amerikanischen, denn England und Amerika unterscheiden sich ja, wie ein feinhöriger, geistreicher Kopf einmal sagte, «durch die gleiche Sprache».

Das *Uebersetzen* ist eine der besten Sprachübungen, und zwar aus zwei Gründen auch für die Muttersprache. Einmal gewinnt man den Blick für ihre Eigenart auf dem Hintergrund fremder Sprachen, so dass man die freiere Wortfolge im beweglichen Deutsch gegenüber dem festgefügten, auf Klarheit bedachten französischen Satz erkennt. Dann aber führt uns die Suche nach einem entsprechenden deutschen Ausdruck zum Sichten der bestehenden Wortbestände und nötigt uns gegebenenfalls, ein neues Wort zu bilden und zu wagen. Dank den Forschungen Emil Luginbülls können wir z. B. dem alten St.-Galler Mönch Notker dem Deut-

schen über die Schultern sehen, um zu verfolgen, wie dieser althochdeutsche Sprachmeister zum Beispiel das Wort psallere zu übersetzen suchte und dabei verschiedene Wörter gegeneinander abhob und abwog, z. B. singen, hugesangon, hôhsangon, singen und danchon, salmosangon, niumon, seiten ruoren, liebsangon und schliesslich lobsingon, das dank ihm ein schönes deutsches Wort geworden ist. Von Luther wissen wir, wie er bei seiner Bibelübersetzung oft vierzehn Tage herumhörte und den «Leuten aufs Maul sah», wie er sich ausdrückte, bis er das treffendste Wort, die beste Wendung fand. Dürfen wir Nutznieser seiner grundlegenden Tat uns bei der Uebersetzungskunst nicht mehr mühen als es bei den Blitzübersetzern amerikanischer Romane oft der Fall ist? Vergessen wir nicht, dass manche der grössten Sprachmeister sehr gewiegte Uebersetzer gewesen sind: beim Suchen nach entsprechender Währung münzten sie den eigenen Sprachschatz immer feiner aus und lernten dabei manches Goldstück kennen, das sie ohne den Notstand der Uebersetzung nicht gekannt hätten. Das Erlesen lohnte sich.

V

Es scheint den meisten unter Ihnen wohl ein Widerstand zu sein, wenn ich Ihnen nun sage, dass zur richtigen Sprachpflege auch die Erziehung zum Schweigen gehört. Damit möchte ich nun freilich nicht einfach den Gemeinplatz betreten, wo es heisst: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Manche unter uns kennen ja das verbissene Schweigen, bei dem man sich «das Wort nicht gönnt» und von dem die Frau eines zum «Bocken» neigenden Mannes bitter sagte: «Reden ist Silber, Schweigen ist Blei.» Nein, wir meinen mit dem Schweigen die Stille, welche einem bedeutenden Worte folgt oder auch die Sammlung, welche dem Anhören eines wesentlichen Wortes vorangeht. Wenn ich den Ausdruck «Wort» verwende, so ist es das sinnvolle, wegleitende und wohl auch schöne Wort.

Nebenbei: Haben Sie auch schon daran gedacht, dass die Bezeichnung «Wort» mehr als eine Mehrzahl hat? Ich frage z. B. mein Kind: «Hast du die „Wörter“ für die Französischstunde schon gelernt?», oder ich erhalte ein schönes Blatt mit der Ueberschrift «Sieben Worte Goethe», und da weiss ich gleich, dass es Kernworte sind, wohlgewählte Sätze. Neben diesen beiden erwähnten Formen Wort – Wörter, Wort – Worte gibt es aber noch die dritte, die wiederum Wort heisst. Sie ist selten und wird immer seltener, was ein Anzeichen dafür ist, dass das Gerede als Dauergeräusch überhandnimmt und das lebendige Wort rar und rarer wird. Man vernimmt es etwa in einem Zusammenhang solcher Art: Ehe wir auseinandergingen, richtete der alte Lehrer noch einmal «das Wort» an uns. Am kräftigsten aber hat sich – und das ist trostvoll – diese Form erhalten, wenn von der Heiligen Schrift die Rede ist. «Das Wort Gottes» könnte unmöglich ersetzt werden durch jene andern Mehrzahlbildungen wie «Wörter Gottes» oder auch «Worte Gottes». Gegenüber der Bibel braucht es zunächst die Stille des Vernehmens. Wir haben zu hören, zu horchen und zu gehorchen. Es braucht die Stille des Zuhörens, des Dazugehörens. Nachher kann der Auftrag des Redens, des Bezeugens an uns ergehen. Beim Gebet ist es gerade umgekehrt. Viele Gebete bleiben deshalb unerhört, weil der Mensch nach dem «Amen» glaubt, er habe nun seine Sache ge-

sagt. Ach, er hat keine Zeit mehr, um den andern sprechen zu lassen, was ja schon im gewöhnlichen Gespräch unhöflich, beim Gebet aber vollends ungehörig wird, ja heillos, d. h. zu einer Mitursache für das Ausbleiben des Segens werden kann.

Kehren wir von diesen hohen Bezügen in unsrer Alltag zurück! Bauen wir auch die Stille in unsrer Werkkreis ein, z. B. in die Erzählungen. Höre ich hochgeprieste Märchenerzählerinnen, so sind es nicht selten sehr emsige und wendige Wesen. Aber die Gnade des Wartens und spannenden Besinnens wohnt oft nicht bei ihnen. Oh, wie könnte man doch mit weniger Worten und noch weniger Mätzchen viel mehr ausrichten! Das Kind hängt an den Lippen der Erzählerin, auch wenn diese eine Weile ruhig, halbgeöffnet sind. Der Eindruck einer Erzählung steigert sich nicht mit der Behendigkeit der Erzählerin.

Die *Entwertung des Wortes* ist ein Grundübel unsrer Zeit. Ihre Ursachen sind vielfach und schwer zu bekämpfen. Führen wir wenigstens drei Gründe der Wortverflachung an, nämlich die Vielschreiberei, die Massendruckerei und die Dauerhörerei. Einst schrieb man, um etwas vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Heute aber leben Tausende vom Schreiben in Tagesblättern, um die man sich bald nicht mehr kümmert. «Spucken Sie Wort!» rief ein geschmackloser Schriftleiter seinen Mitarbeitern zu, welche mit ihren «Artikeln» – man braucht bezeichnenderweise den gleichen Ausdruck wie für Ware – auch einen «Beitrag» daran leisten sollten, dass viel Werberaum verkauft werden könnte. Und der Anzeigeteil ist meistens der Tummelplatz der *Schlagwörter*. Wohl weiss der Kenner der Sprachgeschichte, dass es zu jeder Zeit Marktschreier und Werber und damit auch Schlagwörter gab, die sich rasch abnutzen und neuen wichen. Allein, bedauerlich ist es, dass sich heute selbst in guten Schweizer Zeitungen der Werbeteil immer widerlicher mit dem Textteil vermengt – ein Kennzeichen des Verwirtschaftens überhaupt. Da nun eine unablässige Hochflut von Druckerzeugnissen jeder Art erst die Briefkästen und dann die Gemüter der Empfänger überschwemmt, die sich verpflichtet fühlen, alles durchzulesen, verkümmert der Sinn für das Feine, das Besondere, das Edle. Und wo sind unter uns die Menschen, welche sich noch hinsetzen, um ein *Gedicht* so zu lesen, dass es uns auf den Spazierweg begleitet und wir es abends noch einmal frei vor uns hersagen können. Gewiss, wir haben gediegene Sammelbände in Reichweite, wir speichern Platten wie unsere Grosseltern die Aepfel, und jeden Abend können wir die gediegensten Sprecher in unsre Stube bitten, wenn wir den rechten Knopf drehen, den wir mitunter zurückzudrehen vergessen, so dass sich in vielen Wohnungen das «Reden an sich» ereignet. Allein, ich schämte mich doch für meine Landsleute und mich, als ich vernahm, wie während des Zweiten Weltkrieges Polinnen und Polen in einem Gefangenentaler imstande waren, eine Sammlung von Texten in ihrer Muttersprache anzulegen, ohne jede andere Hilfe als den Beistand der treuen Erinnerung. Und da stand einst der Dichter Pasternak auf einer Bühne Russlands und sollte eines seiner Gedichte vortragen, wobei ihm, ach, eine Zeile entfallen war. Wie er aber danach suchte, sprachen Dutzende im Chor die gesuchten Worte, was den russischen Dichter fast so gerührt haben mag wie die Zuerkennung des Nobelpreises, den er erst, im Innersten gerührt, verdankt und dann unter dem Druck von oben doch nicht entgegengenommen

hat, denn in Russland sind die Dichter nach einer Weisung des totalen Staates «Ingenieure der Seele».

Naturahe Völker haben noch ein echteres, und ich sage bewusst: ein gesunderes Verhältnis zum Wort, vorab zum dichterischen Worte. Die Mütter, Kindergärtnerinnen und Lehrkräfte der Unterstufe stehen nun in der Gunst, dass ihnen naturnahe Menschen anvertraut werden, *die Kinder, die Kommanden*. Ein Denker sagte einmal, jeder neue Jahrgang von Kindern sei eine Invasion von Barbaren, und wir alle wissen ja gut genug, dass dieses Naturvölklein auch kräftige Naturlaute mit sich bringt. Dennoch: auf ihren Lippen hat das Wort noch die Kraft behalten, die es einst bei naturnahen und erlebnisfähigen Völkern hatte. Wissen Sie auch, dass in der Kinderseele ein Wort sehr lange, ja nicht selten zeitlebens den Sinn beibehalten wird, den Sie ihm verliehen? Wie Sie von einem Baum, dem Brot, einem Lied, einem widerlichen Ausdruck sprechen, so bleibt das von Ihnen geprägte Wort für viele Kinder gültig gestimmt. Diese Tatsache soll uns ermahnen, mit der Sprache nicht zu pfuschen, sondern daran zu denken, dass sie nicht nur unsere Magd ist, sondern auch unsere Meisterin. Das künftige Geschlecht soll *die Sprache gehörig lernen und lieben*. Erst, wenn wir ihr richtig dienen, dient sie auch uns.

Wie verschieden ist aber der Weg, um unsren Auftrag am Kinde richtig auszuführen! Wie gross ist das Feld vom muntern Plappermäulchen bis zum sprachbehinderten oder gar zum taubstummen Kind, wo das erste richtig verstandene und verständlich nachgesprochene Wort ein Ereignis darstellt, wofür uns die Worte zur gemässen Schilderung fehlen! Dieses Ringen nach dem Worte hat etwas vom Odem der Schöpfung an sich und sollte uns, die wir der Sprache leichter mächtig sind, ermahnen, mit der Gottesgabe der Sprache als des wichtigsten Ausdruckes unserer Seele nie verantwortungslos umzugehen. Ein *Volk*, das die Sprachpflege aufgibt, gibt ein wesentliches Stück seiner Seele auf. Der Redliche scheut sich nicht, Rede zu stehen. Die Sprache ist das beste Mittel, die Kinder zur *Wahrheit* zu erziehen, ihnen das *Gute* erstrebenswert aufzuzeigen, das *Schöne* anzudeuten und sie das *Heilige* ahnen zu lassen. Man bedenke nur, was sich in junger Seele vollzieht, wenn sie – um ein Beispiel Pestalozzis anzuführen – den Weg vom irdischen sichtbaren Vater zum himmlischen unsichtbaren Vater hinausteigt. Während das Weltbild vaterbetont ist, ist das Sprachbild mutterbestimmt – muttergestimmt. Man spricht ja nicht von ungefähr von der *Mutter-Sprache*, und «Mutter» in diesem Sinne bedeutet nicht die Gebärerin, sondern die Frau, welche das frühe geistige Leben stiftet. Ja, diesen *Dienst* betreut die Kindergärtnerin und Lehrerin heute nicht selten wirksamer als die leider allzuoft von daheim abwesende oder überhastete Mutter. Wir danken Ihnen dafür, dass Sie diesen Dienst ernst nehmen und dem Kinde für sein Leben etwas vom Sinn dafür mitgeben, dass die Sprache eine Gabe und eine Aufgabe ist. Wie Sie sprechen oder ausrutschen ins Schreien oder sich gehenlassen ins «Museln», wird auf der Stufe der wunderleichten Nachahmung als Beispiel übernommen. Jeder Lehrer bis zur Hochschule hinauf kennt die Besämung, wenn einer unserer Fehler im Sprachgebrauch, in der Sprechweise der Schüler wiederkehrt. Mitunter erlebt er aber auch in guter Stunde, dass jemand seinen Weg und sein Wort überzeugend findet. Dann freut er sich über die Gunst solcher Wei-

tergabe an das nächste Geschlecht und sieht darin *werkaktive Liebe zu unserer Sprache*, den Dank, den Kinder und Enkel der Mutter Sprache gemeinsam erstatte.

Georg Thürer

Sprechbildung in der Schule

Wie wir reden, zeigt sich am schönsten im Zwiegespräch. Der Sprecher will eine Brücke hinüber zu seinem Hörer schlagen. Er fasst in Worte der deutschen Sprache, was ihn bewegt, und verleiht ihnen so einen neuen Sinn. Dieser prägt den Ton, mit dem nun die Worte ausgesprochen werden. Sie rufen im Hörer Inhalte seines Sprachschatzes, geprägt von seinen Erfahrungen, wach: er versteht. So, im Geben und Nehmen, entsteht Gemeinschaft, findet sich der Mensch, wächst er in die deutsche Sprache hinein und bildet zugleich diese Sprache weiter aus.

Wo wir nicht mehr den Hörer ansprechen, wo uns ein Gegenstand gleichgültig lässt, versandet alles Gespräch im leeren Geschwätz. Lehrer, welche über die Köpfe hinwegreden, Schüler, die sinnlose «Sätzchen machen», gehören zu diesem Zerrbild des Miteinanderredens.

Der Spracherzieher will seine Schüler lehren, miteinander zu sprechen, und sie so zur Gemeinschaft bilden und zu sich selber. Er pflegt und erhält die deutsche Sprache und ihre Mundarten.

Um jeden guten Spracherzieher weht eine Luft des Hörens. Nur in dieser Luft gedeiht die Gemeinschaft. Ihr Wesen zu beschreiben fällt schwer. Wir spüren aber bald, wo sie weht, denn sie zeitigt mancherlei Ordnungen: Der Unterricht beginnt und endet in der Stille. Ein Schild über des Lehrers Pult erlaubt oder verbietet das Sprechen. Der Lehrer redet wenig. Er nickt, er ermuntert lieber zum Weiterdenken, «darum ...», «also ...», als zu fragen. Er braucht dann auch keine «ganzen Sätze» zu fordern. Er sagt meistens «wir», nur selten «ihr». Wenn er in den «Bannkreis» vor der Wandtafel tritt, so legen die Schüler von selbst ihre Arbeit weg, schliessen die Bücher, verschränken die Arme und blicken auf. Im Gespräch sehen sie ihre Zuhörer an und sprechen so weder zu laut noch zu leise. Sie lassen den Kameraden zu Wort kommen: «Bitte, sprich du!» Alles nennen sie genau. Der Lehrer heisst nicht «Sie», sondern «Herr Müller», er «sagt» nicht «einpacken!», sondern er «befiehlt» es.

Nur im Rahmen einer solchen Ordnung kann die Sprechbildung Früchte tragen.

Wessen Hörer den reinen Sinn des Wortes fasst, ungestört von allem Drum und Dran, der spricht gut. Daran misst sich auch die Lautung. Allzu deutsche und deutliche Aussprache stört so sehr wie allzu nachlässige. Die höchste und deutlichste Lautform des Deutschen wird in Theodor Siebs «Deutsche Hochsprache (Bühnensprache)» und im Aussprachewörterbuch des «Duden» (Band 6) als «Deutsche Hochlautung» beschrieben. Sie wird von den Schauspielern im klassischen Drama gebraucht und ist der Grösse des Gegenstandes und der Grösse des Hörerkreises gleicherweise angemessen.

Unsere Anweisungen zielen auf die Aussprache des Deutschen in den Schulen. Dort, wo in kleinerem Kreise von alltäglichen Dingen die Rede ist, sprechen wir ruhig etwas weniger deutlich. b, d, g und s im Anlaut bilden wir nach unserer Gewohnheit stimmlos, die Endung -ig klingt wie -ik, und wo vor einem Reibelaut ein Verschlusslaut steht, wird er nicht behaucht. Niemals ahmen wir Manieren nach, die weder unseren Mundarten noch der Hochlautung eigen sind. Also nicht Medchen, sondern Mädchen, nicht königlich, sondern königlich, nicht Achtung, sondern Achtung.

Wir brauchen unsere Sprechwerkzeuge, fast ohne von ihnen zu wissen. Das ist gut so, und wir wagen nichts daran zu ändern. Darum geben wir auch nur wenige Anweisungen zur sprecherischen Stimmbildung. Die Haltung sei aufrecht und gelöst. Wir atmen ruhig aus und lassen dann die Luft durch die Nase (und nur durch die Nase) einziehen. Sie

wird dort gereinigt, gewärmt und befeuchtet. Die Bauchdecke hebt sich, der Brustkorb dehnt sich. Schultern und Schlüsselbeine bleiben dabei ruhig und gesenkt. Wir brauchen möglichst wenig Luft.

Ruhig atmen hilft ruhig und planmäßig sprechen. Die Sinneinheit ist im Deutschen zugleich Atemeinheit. Während wir ruhig durch die Nase einatmen, planen wir den nächsten Schritt und sprechen ihn dem Hörer zu: «Es hatte ein Mann einen Esel, / der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, / dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, / so dass er zur Arbeit immer untauglicher ward. »

Die Stimme setzt weich ein. Ihre Klänge werden in Mundraum und Nasenhöhle zu Sprachlauten geformt. Dabei müssen vor allem die Lippen bewegt werden, während sich die Zunge – wie beim Trinken – nach vorne drängt. Ihre Spitze liegt meist an den unteren Schneidezähnen.

«Siebs» und «Duden» schreiben vor, wie die deutschen Laute und ihre Verbindungen klingen müssen, aber nicht, wie sie gebildet werden sollen. Nur wer richtig hört, lernt richtig sprechen.

Die Verschlusslaute sind die festen Punkte, die Inseln, im Fluss der Sprachlaute. («Nt lhrt gt Gbt» können wir noch verstehen, nicht aber «o e ue eee».) Wir achten ganz besonders auf die Stellen, wo mehrere von ihnen zusammenstossen. Wir sprengen sie locker, aber entschieden und üben so das Zusammenspiel von Ein- und Ausatmungsmuskeln, welches die Sänger «Stütze» nennen. Wer die Reibeläute ch und sch richtig nach vorne greift, erwirbt allmählich jene Grundhaltung aller Sprechorgane, welche zur deutschen Lautung gehört. Dann erst lernt er auch die Vokale rein bilden. Ob sie lang oder kurz seien, sagt uns meist das Sprachgefühl; nur wenige Ausnahmen brauchen wir zu merken.

Dem beschriebenen Gang vom Leichten zum Schweren, vom Wichtigen zum weniger Wichtigen folgen unsere Anweisungen:

1. Sieh deine Zuhörer an!
2. Ueberlege, während du ruhig durch die Nase einatmest, was du sagen willst! Dann sprich es deinen Hörern zu.
3. Die Verschlusslaute p, t, k sprengt kräftig mit nachfolgendem kurzem Hauch.
k bilde an gleicher Stelle wie g.
«kommen» sprich wie «gghommen», nicht wie «kchommen»!
4. b, d, g tönen ganz zart und weich. Im Auslaut, besonders vor anderem Mitlaut, sind sie hart wie p, t, k. Daher sprich: Rad wie Rath, lebt wie lepht, sagte wie sakhte!
5. Bei p, t, k müssen die Verschlüsse wirklich gesprengt und behaucht werden. aphmachen, nicht abmachen oder gar ammachen. Vor allem beim Schluss-t: Notbremse, Mitglied, Brautpaar, Rotklee.
6. Folgt auf p, t, k ein Reibelaut, so ist Behauchung überflüssig. Fortschicken, nicht forthschicken; apfahren, nicht aphfahren; weksetzen, nicht wekhsetzen.
Sprich: zu wie tsu, Hexe wie Hekse, Dachs wie Daks. Aber: nächst, höchst mit Ich-Laut.
7. Stossen gleichartige, an gleicher Stelle gebildete Konsonanten zusammen, so setzt man dazwischen nicht ab, sondern hält den Verschluss oder die Enge über die Dauer beider Laute: steif - frieren, zahm - machen; das gilt auch für Verschlusslaute: ein Lai(b) - Brot, mi(t) - dir, Kal(k) - gewinnen.
8. Hüte dich in folgenden Fällen, Nachbarlaute anzugelichen! Sprich ohne abzusetzen: ausschauen, nicht auschauen; unmöglich, nicht ummöglich; anklopfen, nicht angklopfen; aufwallen; nicht auffallen.
Hüte dich auch vor falschen Zwischenlauten! Sage: Wunsch, nicht Wuntsch; falsch, nicht faltsch; kommt, nicht kommbt; Lärm, nicht Lärem.
9. Wo eine Silbe mit einem Vokal beginnt, setzte neu ein: Im Ausland, nicht Im Mausland.

10. Unterscheide deutlich: ch nach a, o, u, au darf kräftig kratzen: der Bach, der Bauch. Nach allen übrigen Lauten zischt es ganz hell und wird am Zahnfleisch vorn gebildet: die Bäche, durch, welch.
11. s sei hoch und spitz. Zeige die Zähne, besonders dann, wenn es vor o und u steht: Sohle, zuzuschauen.
12. sch bilde mit vorgestülpten Lippen als kräftiges, dunkles Geräusch. Es darf niemals stimmhaft werden. st und sp werden nur im Anlaut vor betontem Vokal als scht und schp gesprochen. schprechen, aber Wespe; schteten, aber Westen.
13. h wird nur im Anlaut vor betontem Selbstlaut und in den Nebensilben -haft und -heit gesprochen. Dehnungs-h bleibt stumm: We(h), se(h)en, ru(h)ig.
14. f muss stärker zischen als in der Mundart. w bilde wie f mit Unterlippe und Schneidezähnen, lass es aber klingen!
15. Wer's kann, spreche Zungen-r. Zäpfchen-r ist auch erlaubt, nur muss es rollen und nicht bloss kratzen. Also: Garten, nicht Gachten; der vorhergehende Selbstlaut muss sauber bleiben: Uhr, nicht Uer.
16. m, n, g lass wirklich klingen. ng ist ein Laut. Unterscheide also: singt und sinkt, hingst und hinkst!
17. l sei hell und schlank wie in «Wille». Hüte dich vor dem dumpfen l der Berner!
18. Kurze Selbstlaute tönen offener, lange geschlossener: geschlossen: Ofen, Mus, lieben, Lügen, lögen, legen; offen: offen, muss, Lippen, Lücken, löcken, lecken.
19. Sprich die hellen Selbstlaute rund, ohne Lippenbreit-zug. Sie klingen sonst plärrend.

Merke:

Langes e: er, der, wer, jene, den, wen, leben.
Kurzes e = ä: es, des, weg, Held = hält.
Langes ä wird nur gesprochen, wo ä geschrieben steht.
Sprich niemals: Pfärd, Häärz, Häärd.
Die Endsilben lass leicht fallen, ohne sie zu verschlucken: leben, nicht lebn oder lebän.
Langes i: Lider, wieder, wider, ziemlich.
Kurzes i: vierzig, vierzehn, Viertel.

20. a, u, ö, ü, au sprich mit vorgestülpten Lippen (Fischmaul)! Folgt ein s, so ziehe sie flink wieder breit: Haus, bloss.

Merke:

Langes o: Obacht, beobachten, Knoblauch, vor, schon.
Kurzes o: ob, von, davon, Wort, Wollust.
Langes u: flugs, nun, Husten, Wucher, wusch, ruchlos.
Langes ö: gröber, höchst, Bischofe, Herzöge.

21. a klingt heller als in der Mundart, aber doch nicht wie ä. Reiss nicht den Mund auf wie ein Nussknacker!

Merke:

Langes a: fragte, sagte, gehabt, Heimat, Spass.
Kurzes a: ab, herab, an, heran, das.

22. Die Zwielauten fallen; ihr erster Teillaut tritt am stärksten hervor:

ei = ai = ey = ay entsteht durch eine Gleitbewegung von kurzem a zu sehr kurzem geschlossenem e. Meide das überoffene äi!

au entsteht durch eine Gleitbewegung von einem dunklen a zu einem kurzen geschlossenen o.

eu = äu entsteht durch Gleitbewegung von offenem o zu ö.

23. Denke an den Zuhörer! Versteht er dich nicht, dann hilft weder Schreien noch übertriebenes Konsonantenspucken. Sprich langsamer und genauer!
Mehr als alle Mahnungen vermag das Vorbild des Lehrers. Ihm, vor allen andern, gelten unsere Anweisungen. Nicht geziert, aber zuchtvoll und klar, wie die ganze Haltung, sei auch die Sprache.

Die Schüler erwerben eine fremde Lautung nur ganz allmählich. Wollten wir ihnen jeden Fehler ankreiden, so verstummen sie bald. Darum weist der Lehrer nur von Zeit zu Zeit auf einen bestimmten Laut oder eine Lautverbin-

dung hin, bis sie selber darauf achten. Dem dienen obige Regeln.

Genügt das nicht, dann üben wir diese Laute. Nicht um die Zunge zu schmeidigen; Ohr und Sprachgefühl wollen wir schärfen.

Zum Beispiel das Schluss-t. Wir sprechen im Chor:

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Die t sollen entschieden gesprengt und knapp behaucht werden. Wir versuchen es an einzelnen Wörtern. Der Lehrer spricht vor, ein Schüler wiederholt, dann der Chor. Dabei denken wir nicht an die Folge der Laute, sondern erfüllen uns einatmend mit dem Sinn und sprechen ihn dem Hörer zu.

Gut unterscheiden: Mandel – Mantel; Ende – Ente; Lieder – Lider; Puder – Puter; Boden – Boten; Seide – Seite; Weide – Weite; Mode – Motte.

d im Ausland klingt wie t (Rad = Rat): Rad, Bad, Boot, Tod, Land, Wand, Wind, Kind, Mond, Bund.

Auch vor anderen Mitlauten soll das t (oder auslautende d) entschieden gesprengt und knapp behaucht werden: Schlachtpferd, Fettpfanne, Waldpfad, Blutbuche, Erdbeere, Waldblume, Schulbrief, Jagdbeute, Mordbrenner, Bartkratzer, Wildkatze, Saatkrähe, Landkarte, Erdkugel, Goldkette, Erdgenosse, Mordgeselle, Tunichtgut, Forstmeister, Kunstmaler, Sandmännchen, entladen, entledigen, entlarven.

Aber auch in zusammenhängender Rede sollen die t deutlich zu hören sein: Abendrot bringt gut Morgenbrot. Wer nicht gern arbeitet, hat bald Feierabend gemacht. Die Rute macht aus bösen Kindern gute. Gestohlen Gut liegt hart im Magen. Wer lange Brot ist, der wird satt. Wer viel schwatzt, lügt viel. Du bist ein Narr und kannst nicht geigen, du hast ein Maul, das kann nicht schweigen. Was recht ist, hat Gott lieb. Fleiss bringt Brot, Faulheit – Not. Was bald reif wird, wird bald faul. Dem Raben hilft kein Bad. Wer zu sehr eilt, kommt langsam heim.

Schliesslich wiederholen wir den Spruch:

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Solche Uebung, nie länger als fünf Minuten, kann den Unterricht eröffnen oder beschliessen oder in eine Leseübung eingebaut werden.

Wer deutlich spricht, vermeidet Schreibfehler; wer rein spricht, lernt rein singen; wer klar spricht, muss klar denken. Die Sprache, die uns mit Nächsten und Fernsten, mit allem Gegenwärtigen, ja mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft, gleich einem ungeheuren Gewebe, worin wir in dem geringsten Teile doch immer das grosse Ganze berühren, so dass jede Silbe und jeder Laut aller Bemühung würdig erscheinen.

Hans Martin Hüppi

Die Deklination der Gemeinnamen

Jeder Behandlung der Deklination hat die Besprechung der Fälle vorauszugehen.

Angeschrieben steht der Satz: «Der Lehrer unterrichtet den Schüler.» Wir stellen fest, dass die beiden Hauptwörter, durch das Zeitwort getrennt, sich zu ihm entgegengesetzt verhalten. Das erste drückt ein Einwirken, das zweite ein Aufnehmen aus; das erste antwortet auf die Frage: Wer tut etwas? das andere beantwortet: Wen unterrichtet er? – was durch das Geschlechtswort unterstrichen wird (der/wer, den/wen). Würde der Sinn gestört, wenn wir das Verhältnis umkehrten? Keineswegs; denn richtig ist ebenfalls: Den Schüler unterrichtet der Lehrer. Warum ist nun diese Umstellung im Französischen nicht möglich? Wegen der Gleichheit der *Geschlechtswörter*. Diese sind's also, die in den neuen Sprachen die Fälle abgrenzen. (Es folgt ein Hinweis

darauf, dass es im Latein kein Geschlechtswort gibt, weil die wechselnden Endungen des Hauptwortes dort die Abgrenzung besorgen). Man kann wohl sagen: Den Hund streichelt das Kind, nicht aber: Der Hund streichelt das Kind, wie es im Französischen hiesse, wenn dort die Umstellung völlig ausgeschlossen wäre. Die *feste Wortfolge* ist also ein weiteres Mittel der Abgrenzung. Kommt dieses, fragen wir weiter, im Deutschen auch zur Anwendung? Gibt es also Fälle, wo im Deutschen auch das Geschlechtswort versagt? Dieses sicher nicht, aber es kann fehlen, und dem ist so bei den Eigennamen (Personennamen und etwa die Hälfte der Ortsnamen): Karl beschenkt Paul (Umkehrung würde das Verhältnis verdrehen!).

Wir machen auf die zweite Tafelanschrift aufmerksam: «Der Schüler hört dem Lehrer zu», und verweisen darauf, dass «Lehrer» hinten stehe. Der Schüler, nicht der Lehrer, ist hier im grammatischen Sinne tätig. Darum steht Schüler nun im Wefall. In welchem Fall nun steht Lehrer? Wenn ich sagte: Der Schüler hört den Lehrer, dann wäre es wieder der Wenfall. Nun ist es aber nicht ein leidendes, wenn gar widerspruchsvolles, sondern ein tätiges, verarbeitendes Aufnehmen, das wir mit «zuhören» bezeichnen. Aus Sätzen wie: Er setzt sich zu mir – Das passt zu dir – wissen wir, dass das Vorwörtschen «zu» den Wenfall verlangt. (Es handelt sich also um diesen.) – Vertauschen könnte man auch hier: Dem Lehrer hört der Schüler zu.

In der dritten Tafelanschrift: «Die Aufgaben des Schülers sind leicht», sind die beiden Hauptwörter durch kein Zeitwort getrennt. Das Verhältnis tätig/leidend, schliessen wir, spielt hier keine Rolle; dafür steht das zweite in einer dienenden, «Zuschreibung» genannten Rolle zum ersten und antwortet auf die Frage: Wessen Aufgaben sind leicht? – Umstellung ist wiederum möglich, d. h. es kann das Beziehungswort folgen: Des Schülers Aufgaben – eine Wendung, die in der Prosa seltener, in der Poesie dafür geläufig ist.

Der Reihe nach sind aufgetreten: Wer-, Wen-, Wem- und Wesfall. Wir geben ihre lateinischen Bezeichnungen und die gebräuchliche Reihenfolge (Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ) bekannt, hinzufügend, dass man sie sich merken müsse, solange das Messen der deutschen Sprachlehre mit eigenen Maßstäben noch keine beschlossene Sache sei. Ausserdem kenne sie jeder Schüler vom Französischen her.

Zur Deklination übergehend, nennen wir irgendein (männliches) Hauptwort, verlangen davon die vier Fälle in Ein- und Mehrzahl und fragen, wie man dieses Hersagen nenne. Einige wissen es: Deklinieren! Hierauf setzen wir, unter steter Mithilfe der Schüler, die vier Hauptwörter *Mann*, *Knabe*, *Auge* und *Nachbar* nebeneinander an die Tafel, zunächst in der Einzahl. Wir zeigen auf den Genitiv mit der Frage, ob ihnen da nichts auffalle. Bei Mann und Auge stellen sie die Endung -(e)s, bei Knabe -n fest, und bei Nachbar sind sie der richtigen Meinung, dass beide Endungen zulässig seien.

Hierauf setzen wir unter dem Querstrich die Mehrzahl, hier auf den Nominativ verweisend. Ausser bei Mann finden sie die Endung (e)n. Wir fügen hinzu, dass diese vier Beispiele nicht willkürlich gewählt seien, sondern Typen entsprechen. Was im Genitiv Einzahl (und von da bis zum Ende) ein (e)n habe, sei schwach dekliniert, was ein (e)s und dann kein (e)n habe, sei stark, was ein (e)s und dann ein (e)n habe, bezeichne man als *gemischt*, und was verschieden lauten könne, als *schwankend*. (Für letztere werden gleich ein paar weitere Beispiele genannt.) Das -n finde sich aber auch (im Dativ Mehrzahl) der starken Deklination.

Jetzt verweisen wir auf das Geschlecht dieser vier Hauptwörter. Es ist männlich und sächlich. Gleichzeitig machen wir darauf aufmerksam, dass, auch bei der Deklination der Eigenschaftswörter, beim männlichen Geschlecht die vier Fälle geschieden sind, beim sächlichen Nominativ und Akkusativ gleichlauten: der (brave) Mann, den (braven) Mann / das (liebe) Kind, das (liebe) Kind.

Wie steht's nun mit der Deklination weiblicher Hauptwörter? Hier ist auch der Dativ gleich dem Genitiv: die (gute) Frau / die (gute) Frau, der (guten) Frau / der (guten) Frau. Wieso? Bei *Frau* gab es, es ist noch gar nicht so lange her, die schwache Einzahl «Frauen». Die Schüler erinnern sich daran aus Gedichten: in der Erden, auf (der) Erden, auf der Strassen, auf der Heiden; abhanden, zuhanden, Sonnenschein, Kirschenblüte. Die starken Formen *Mutter*, *Magd* haben in der Einzahl die Endungen schon viel früher verloren, ein s hatten sie aber nie. Formen wie *Mutters Geschenk*, *Tantes Bericht* sind durch Beeinflussung (Vaters Rüge) entstanden und kommen nur vor bei Familiennamen und nachgestelltem Beziehungswort. *Oskar Rietmann*

Die rechtliche und administrative Vorbereitung des Herbstschulbeginns im Kanton Luzern

Im Jahre 1965 wird im Kanton Luzern der Herbstschulbeginn rechtskräftig. Das Schuljahr 1964/65 dauert, mit einigen Uebergangsausnahmen, von denen noch die Rede sein wird, bis zu den Sommerferien des nächsten Jahres. Das Schuljahr 1965/66 öffnet seine Tore gegen Sommerende 1965. Diese Neugestaltung des Ablaufs des Schuljahres bedingt eine Reihe von Änderungen des Herkommens. Solche müssen rechtlich unterbaut werden und dazu dienen, den Uebergang ohne Störung des Schulbetriebs zu sichern, ohne Verlust an Unterrichtszeit und -leistung zu vollziehen, auch ohne Beeinträchtigung wohlerworbbener Rechte von Schülern und Lehrern.

In einer Zeit, in der nationale Schulfragen in weiten Kreisen aufgerollt werden, dürfte es manchen Leser interessieren, an einem konkreten, durchexerzierten Fall dargestellt, zu vernehmen, wie eine solche Änderung des Schulkalenders praktisch und zweckmäßig bewerkstelligt werden kann. Dabei soll über die Frage des Herbstschulbeginns an sich nicht polemisiert werden. Das geschah in diesem Blatte pro und kontra schon mehrmals, so z. B. im Heft 47/1958 auf den Seiten 1307 ff. Heute werden hier nur die Wege aufgezeigt, die der Gesetzgeber abschreiten muss, wenn er der beschlossenen Tatsache und der damit gestellten pädagogischen Aufgabe gerecht werden will.

*

Der Schulherbstbeginn wurde mit einer Gesamtrevision des kantonalen Erziehungsgesetzes verbunden. Es trat am 6. März 1963 in Kraft. Nicht weniger als 65 seiner 154 Paragraphen sind dabei ganz oder zum Teil neu gefasst worden. Das hier zur Darstellung ausgewählte Kapitel ist demnach nur ein Teil einer *Gesamtrevision*. Es darf wohl als eine Eigentümlichkeit der Luzerner Schulgesetzgebung bezeichnet werden, dass sich Neuerungen verhältnismässig leicht durchführen lassen. Der Grosse Rat wird bei wohlvorbereitetem – auch politisch wohlüberlegten – Vorlagen für neue Gesetze, vor allem, wenn es sich um relativ kleinere Anliegen handelt, vom *fakultativen* Referendum kaum je behelligt. So haben die Behörden viel Beweglichkeit, Schulbestimmungen veränderten Verhältnissen anzupassen und Neuerungen einzubringen wie im vorliegenden Fall den Herbstschulbeginn. Das lässt sich aus der langen Reihe von 14 sachlich oft recht erheblichen Teilrevisionen ablesen, die auf das «alte», nun nicht mehr gültige Erziehungsgesetz vom 13. Oktober 1910 folgten. Es gab bis zur Totalrevision, die im Mai 1963 in einer offiziellen Broschüre von 76 Seiten herausgegeben wurde, Teiländerungen in den Jahren 1913, 1921, 1926, 1928, 1936, 1937, 1940, 1945, 1946, 1948, 1953, 1961 und 1963, abgesehen von der Neugestaltung, die am 6. März 1963 Rechtskraft erhielt.

Unter diesen Umständen sind auch umstrittene Pioniertaten zu wagen. Die vorliegende wurde zudem dadurch erleichtert, dass für die Maturamittelschulen, so für die ganze Kantonsschule und auch für die Gewerbeschulen, von jeher der Anfang des Schuljahres im Herbst stattfand. Durch die allgemeine Einführung des neuen Schulkalenders besteht nun Einheit in allen Abteilungen, inbegriffen die Lehrerseminare.

*

Diese Einleitungen möchten dem allgemeinen Ueberblick dienen, auf den nun die Darstellung jener speziellen Paragraphen folgt, die in konkreten Betracht zu ziehen sind, um den glatten Ablauf der Umordnung zu sichern.

Die erste Anpassung erfolgte schon auf den Eintritt der Erstklässler im Frühjahr 1964 hin. Es musste verhindert werden, dass die Schüler bis zum Austritt aus der Schulpflicht zu alt werden. Sodann war Vorsorge zu treffen, dass die erste Erstklasse mit Herbstschulbeginn nicht zu gross werde. Denn wenn die Abc-Schützen erst am Sommerende zur Schule kommen, haben naturgemäss mehr Schüler ein angemessenes Eintrittsalter erreicht, als wenn sie sich schon im Frühling im Schulhaus einfinden.

Nach dem bisherigen Luzerner Schulgesetz mussten – ähnlich wie in neun andern Kantonen – die Schulaspiranten auf das Jahresende sechs Lebensjahre erreicht haben, um im Frühling in die erste Klasse einzrücken zu können. Durch einen dem neuen Erziehungsgesetz *vorangehenden* Entscheid wurde für das Jahr 1964 – nur für dieses – eine Bestimmung angenommen (§ 149 des Entwurfes zum Erziehungsgesetz, der nach Annahme wieder herausgenommen und leer gelassen wurde), deren Text so lautete:

«Im Jahre 1964 können Kinder, die das sechste Jahr *bis zum 31. März* vollenden, in die erste Primarklasse aufgenommen werden, sofern sie schulreif sind.

Über die vorzeitige Aufnahme entscheidet der Bezirksinspektor auf den Antrag des Schularztes oder des Schulpyschologen.»

Von 1965 an, also mit Inkrafttreten des Herbstbeginns, gilt als Stichtag für den Schuleintritt der 30. Juni. Der entsprechende Paragraph lautet:

«§ 19:

1. Die Kinder werden in dem Jahr schulpflichtig, in dem sie das siebente Altersjahr vollenden.

2. Kinder, die das sechste Altersjahr bis zum 30. Juni vollenden, können aufgenommen werden, sofern sie schulreif sind.

3. Körperlich oder geistig unreife Kinder können höchstens zweimal je um ein Jahr zurückgestellt werden.»

(Über die vorzeitige Aufnahme entscheiden die gleichen Instanzen wie oben unter § 149 angegeben.)

Die Einladungen, die sich aus dem Vorentscheid ergaben (siehe oben), wurden von den Eltern gut aufgenommen. So sind z. B. in der Stadt Luzern letztes Jahr (1963) 941 Kinder in die erste Klasse eingetreten. Im Jahre 1964 waren es aber 1090, rund 150 mehr! Damit wurde verhindert, dass die erste Herbstschulklassen (von 1965) zu volkreich wird. (Es ist allerdings zuzugeben, dass die Vermehrung der Schüler zum Teil auch auf die allgemeine Zunahme der Kinderzahlen zurückzuführen ist, zum Teil aus der Zuwanderung.)

Weitere Artikel des Erziehungsgesetzes, die sich aus dem Herbstschulbeginn ergeben:

Über die Daten des Schulbeginns fordert das Gesetz (§ 9), was folgt:

«Das Schuljahr der Primar-, Ober- und Sekundarschulen beginnt frühestens am zweiten Montag im August und spätestens am zweiten Montag im September...»

Zu den Uebergangsbestimmungen gehört auch der § 148.

Er lautet:

«Im Jahre der Einführung des Herbstschulbeginns wird die Dauer des Schuljahres und der Schulpflicht an der Primar-, Ober- und Sekundarschule um das Sommersemester verlängert. Die im letzten obligatorischen Schuljahr stehenden Schüler werden im Frühjahr entlassen, sofern sie sich nicht für ein fakultatives Schuljahr anmeldet haben. Die in einem fakultativen Schuljahr stehenden Schüler können im Frühjahr entlassen werden.»

Auch das Lehrerseminar bedarf einer ähnlichen Lösung: Die nach abgelegter Prüfung im Frühjahr freiwerdenden Seminaristen bzw. Junglehrer können Stellen antreten. Die andern müssen sich einer Verlängerung der Studien um ein

Trimester unterziehen; denn auch das Seminar passt sich der allgemeinen Ordnung über das Schuljahr an. Der Kanton wird übrigens froh sein, die ausgetretenen patentierten Lehrer zur Verfügung zu haben.

Durch den im Paragraph 148 ermöglichten Austritt von Ober- und Sekundarschülern wird es im nächsten Jahr, im Frühlings-Sommer-Trimester, einige Klassen geben, die wohl ihren Lehrer, aber keine Schüler haben. Lehrer, die ausschliesslich an einer 2. Klasse der Oberschule (8. Schuljahr) unterrichten oder an einer 2. oder 3. Sekundarklasse, sind theoretisch vom Mai bis zum Herbstschulbeginn schulfrei. Praktisch werden es nicht viele sein. Es können ja Klassen auf zwei Lehrer aufgeteilt werden. Andere freigewordene Lehrer wird man für Stellvertretung einsetzen, wobei zusätzlich *honorierte* Stellvertretung vorgesehen ist. Im weiteren wird die freie Zeit für Kurse, vor allem mathematische, handwerkliche und auswärtige Fremdsprachschulung, verwendet werden.

Grundsätzlich wurde verfügt, dass die einmalig verlängerte Schulzeit, also die Dauer des Sommersemesters, in allen Klassen ausschliesslich zur *Vertiefung des Stoffes* verwendet werde, also nicht zur Weiterführung des Lehrplanes des folgenden Jahres.

Die *Lehrmittel* müssen nur für die 1. Klasse geändert werden. Sie waren stofflich bisher auf den Frühling eingestellt. Der Auftrag zur Umformung ist schon gegeben.

*

Wenn es sich auch nur um einen einmaligen Interimsfall während eines Trimesters handelt, so freuen sich doch viele Lehrer darauf, einmal in freier Ausweitung und Vertiefung des Stoffes ohne irgendwelchen Zeitdruck, ganz nach eigenem Ermessen, unterrichten zu dürfen.

So scheint also die Vorbereitung auf den Herbstschulbeginn trefflich bestellt zu sein. Die Lehrerschaft hatte sich anlässlich der Jahreskonferenz 1958 nach einem Vortrag von Vizedirektor Hans Althaus von der Schweizer Reisekasse eindeutig auf die Neuerung eingestellt. Die Regierung berief zur Vorbereitung der Angelegenheit eine Kommission von zwölf Mitgliedern und betraute Erziehungsrat Franz Furrer, Willisau, bis zum 6. Juni letzthin Präsident der Sektion Luzern des SLV, mit dem Vorsitz. Das Ergebnis wurde oben zitiert.

Es mag in diesem Zusammenhang noch interessieren, dass bisher nur Genf den Herbstbeginn ausdrücklich gesetzlich festgelegt hat. Einige Kantone haben den Beginn des Schuljahres nicht ausdrücklich dekretiert, so Baselland – er ergibt sich dort aber aus indirekten Bestimmungen über die Zeugnisse –, sodann Appenzell I.-Rh., auch Wallis. Graubünden überlässt die Wahl den Gemeinden. Tessin bestimmt den Schulanfang durch den jährlich vom Erziehungsdepartement aufgestellten «Calendario scolastico», der praktisch nur für den Herbstanfang eingerichtet ist. Freiburg bestimmt durch das Schulgesetz vom 17. Mai 1884, dass das Schuljahr anfangs Mai beginne. Jede Gemeinde kann aber durch einfache Anfrage beim Erziehungsdepartement die Einwilligung einholen, die Schule auf den Herbstbeginn einzustellen, was bei den grösseren Ortschaften die Regel ist. In der überwiegenden Mehrheit der Kantone gilt aber der Frühling durch das Erziehungsgesetz als Schulbeginn. Das kann sich ändern. Es gibt schwierigere, allerdings auch wichtigere Schulprobleme. Doch scheinen die Vorteile der in Frage kommenden Neuerung deren Einführung durchaus zu rechtfertigen.

M. Simmen

Aus den Kantonen

Appenzell A. Rh.

Alt Schulinspektor Paul Hunziker †

Am 9. August verschied in Lenzerheide, in seinem 77. Lebensjahr, alt Schulinspektor Paul Hunziker, der sich durch sein vorbildliches, schlichtes Leben und treues Wirken in

weiten Kreisen ein gutes Andenken gesichert hat. Als Lehrerssohn 1888 in Kerzers geboren, verlebte der aufgeweckte Knabe in Wienacht-Tobel und in Herisau, zusammen mit einer Schwester und einem Bruder, eine glückliche Jugendzeit. Im Kantonshauptort besuchte er die Realschule und anschliessend die Kantonsschule und die Sekundarlehranstaltsschule in St. Gallen. Nach erworbenem Patent übte er vorerst während dreier Jahre in Mühlhorn seinen Beruf aus, wo er in Louise Lenz auch seine verständige Lebensgefährtin fand. Im Herbst 1913 wurde Paul Hunziker an die Realschule Teufen AR gewählt, wo er sich bald so recht im Element fühlte. Der harmonischen Ehe entsprossen zwei Töchter, von denen die jüngere den Eltern im Jahre 1941 durch eine heimtückische Krankheit entrissen wurde; fünf Jahre später folgte auch die selbstlose Gattin der Tochter im Tode nach.

Paul Hunzikers Lehrtätigkeit in Teufen war getragen vom Vertrauen der Behörden, Eltern und Schüler. Sein Unterricht ging in die Tiefe und wirkte nachhaltig, weil er streng auf gewissenhaftes Arbeiten der Schüler abzielte und keine Nachlässigkeit duldet. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus; noch lange über die Schulzeit hinaus schätzten die «Ehemaligen» das von ihrem Lehrer fürs spätere Leben Gebotene.

Der vielbeschäftigte Mann fand stets auch Zeit und Wille, seine Talente auch für Dienste ausserhalb der Schulstube zur Verfügung zu stellen, wenn der Ruf hiezu an ihn erging. Dem kantonalen Lehrerverein diente er einige Jahre als Kassier und von 1927 bis 1934 als umsichtiger Präsident. Nicht von ungefähr kam es, dass er in der Folge auch als Abgeordneter des Wahlkreises III in den Zentralvorstand des SLV gewählt wurde, in dem er während dreier Amtsperioden initiativ mitarbeitete. Der Gemeinde lieh er seine Kräfte als Aktuar der Schulkommission und als Vermittler (Friedensrichter). Auf kantonalem Boden betätigte er sich besonders in charitativer Hinsicht, so im Verein für Gebrechlichenhilfe und in der Kommission für Schutzaufsicht und Entlassenenfürsorge. Ferner ist die Schaffung des Ostschweizerischen Wohn- und Altersheimes für Taubstumme in Trogen zum grossen Teil seiner Initiative zu verdanken. Im Militär bekleidete Paul Hunziker den Grad eines Artilleriehauptmanns.

Als im Jahre 1941 Schulinspektor Adolf Scherrer in den Ruhestand trat, wurde der Heimgegangene um Uebernahme der Nachfolge ersucht. Auch dieses Amt versah Paul Hunziker mit grosser Gewissenhaftigkeit und Hingabe. Ein schönes Vertrauensverhältnis mit den Lehrkräften und den Behörden, seine gute Kenntnis der appenzellischen Art sowie sein Verständnis für die kindliche Psyche erleichterten ihm die Bewältigung des weitschichtigen Pflichtenpensums.

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1954 lieh Paul Hunziker seine Kräfte weiter gemeinnützigen Bestrebungen. Seine zweite Gattin, Klara Benz, umhegte ihn liebevoll und gestaltete ihm den Lebensabend so angenehm als möglich. Nach 46jährigem segensreichem Wirken in seinem ihm liebgewordenen Teufen entschloss er sich im Herbst 1959 noch, nach Lenzerheide überzusiedeln, um in der Nähe seiner verheirateten Tochter die letzten Jahre zu verbringen, die leider von einem Herzleiden überschattet wurden. Dessenungeachtet liess er sich an seinem neuen Wohnort nochmals in den Schulrat wählen, in welchem er sich mit seinen letzten Kräften für eine Reorganisierung des Schulwesens einsetzte und noch manchen Erfolg für sich buchen konnte.

Paul Hunziker erwies sich zeitlebens als ein Mann ernster Pflichterfüllung, der die ihm vom Schöpfer verliehenen Pfunde treu verwaltete. Er war nicht nur ein guter Gatte und Vater, sondern auch ein gerader und treuer Freund. Die Spuren des begnadeten Schulmannes und Erziehers werden nicht so leicht verwischt werden.

-nd-

Vom Glas

Keine Generation hat dem Glas mehr Ehre erwiesen als die heutige.

Der Planer moderner Bauten bevorzugt heute Beton, Stahl und Glas. Er wählt den Beton, weil sich dieser leicht in jede Form gießen lässt. Er verwendet den Stahl, weil sich daraus die schlanksten Stützen und Träger formen lassen. Und er bedient sich des Glases, weil dieses dem Gebäude jene Leichtigkeit, beinahe Schwerelosigkeit verleiht, die für das neue Bauen typisch ist.

Es muss sich spürbar ein Gesinnungswandel vollzogen haben. Einst versuchte sich der Mensch von der Aussenwelt abzuschirmen. Heute zieht man die Umgebung gleichsam ins Haus hinein. Zwischen dem Drinnen und dem Draussen steht lediglich noch eine Glaswand.

Diese auffallende Bevorzugung des Glases hängt weitgehend mit unserer heutigen Lebensgestaltung zusammen. Wir fürchten das bräunende Sonnenlicht längst nicht mehr. Heute zieht es uns zur Natur, mit der wir uns verbunden fühlen möchten. Darum ist an Stelle der massiven Hausmauer die Glaswand getreten, damit unserem Blick ins Grüne keine Schranke mehr gesetzt sei.

Das Glas verlangt Sauberkeit. Schmutz auf Glas wäre sofort erkennbar. Glas bleibt unverwüstlich; es altert nicht. Es leistet uns auf unbeschränkte Zeit gleichbleibende Dienste. Darauf beruht ein guter Teil der Wertschätzung dieses Werkstoffes. Wir begegnen ihm auf Schritt und Tritt. Man sehe zu:

Aus Glas besteht beispielsweise nahezu das ganze Inventar eines neuzeitlichen Ladens, angefangen beim Ladenstisch (der – sein Name verrät es – ursprünglich ein währschafter Holzladen gewesen ist), den Vitrinen und Tablaren an allen Wänden. Hiezu kommt das viele Glas, mit dem die Industrie immer mehr ihrer Verkaufsprodukte verpackt.

Wir können unsere Glasschau aber auch in der eigenen Küche fortsetzen. Auf dem Herd stehen Glaspfannen, im Küchenschrank Gläser und Flaschen in allen Formen und Größen. Das Blech der Vorratsdosen ist dem Glas gewichen. Da, wo früher Steinguttöpfe das Eingemachte bargen, versehen die grünen Kochflaschen ihren Dienst.

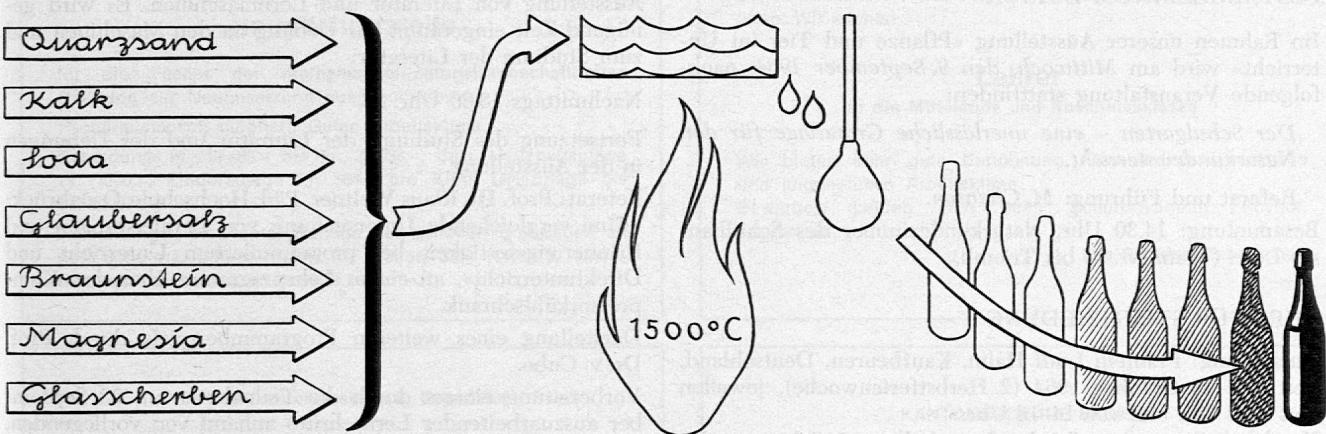
Wie entsteht dieser begehrte Werkstoff?

Glas ist, knapp gesagt, ein Schmelzprodukt verschiedener Rohmaterialien. Unsere sehr vereinfachte Darstellung fußt auf den Angaben der bekannten Glashütte Bülach. Dort werden nicht weniger als sieben verschiedene Rohstoffe aufgearbeitet und vermischt, bevor man sie dem Schmelzofen übergibt. Oelbrenner und Elektroden bringen das eingebrachte Gut bei einer Hitze von 1500°C zur Glut und endlich zum Schmelzen. Der mächtigen Wanne des feuerfesten Glasofens kann dann die zähflüssige Glasmasse nach Bedarf entnommen werden. Während man früher die Flaschen durch Blasen in eine Pfeife ausschliesslich «von Hand» hergestellt hat, bedient sich die neuzeitliche Glashütte automatischer Flaschenblasmaschinen. Eine solche vermag innerhalb von 24 Stunden bis 80 000 Flaschen oder Gläser jeder gewünschten Form und Grösse zu fabrizieren. Der raschen Formung folgt schliesslich ein absichtlich verlangsamtes Abkühlen der erzeugten Glasprodukte.

Wer den in Wirklichkeit noch viel komplizierteren Werdegang des Glases überdenkt und den grossen notwendigen Aufwand einer Glashütte berücksichtigt (der Schmelzofen besitzt lediglich eine Lebensdauer von etwa einem Jahr!), staunt mindestens über eines, nämlich über den niederen Preis der Glaswaren.

Heinrich Pfenninger

Die Glashütte Bülach offeriert der Schule sowohl eine Packung ihrer Rohstoffe als auch ein gediegene Schulwandbild «Glasbläser an der Arbeit».



Kurse/Vorträge

STUDIENTAGUNG

der UNESCO für Seminar- und Gymnasiallehrer der deutschsprachigen Schweiz vom 1. bis 4. Oktober 1964 in Amden SG

Thema:

«Indien von gestern und heute.» Einführung in die geistige Tradition, das kulturelle Leben und die wirtschaftlichen Probleme Indiens.

Diskussionsleiter und Referenten:

- Dr. Marie Boehlen, Jugendanwältin der Stadt Bern, Präsidentin der Sektion Erwachsenenbildung der Nationalen Schweizerischen Unesco-Kommission, ehemalige Stipendiatin der Unesco in Indien, Bern.
- Prof. Dr. Alfred Bloch, Professor für vergleichende Sprachwissenschaften an der Universität Basel, Basel.
- Jean Bourgeois, Eidgenössisches Politisches Departement, Bern.
- Dr. Elsy Leuzinger, Konservatorin des Museums Rietberg, Zürich.
- Prof. Mukerji, Forschungsinstitut für Weltzivilisation, Freiburg i. Br.

- Prof. Dr. Georges Redard, Professor für indogermanische Sprachwissenschaften an der Universität Bern, Bern.
- Nationalrat Dr. Otto Wenger, Präsident der Sektion Bern der Schweizerisch-Indischen Gesellschaft, Bern.
- Jean-Baptiste de Weck, Generalsekretär der Nationalen Schweizerischen Unesco-Kommission, Bern.

Arbeitssprache: ausschliesslich Deutsch.

Kostenbeitrag: Fr. 50.– pro Teilnehmer. Alle übrigen Spesen werden von der Unesco-Kommission übernommen.

Reisespesen: Fahrkarten 2. Klasse werden zurückvergütet.

Organisation des Kurses: Sekretariat der Nationalen Schweizerischen Unesco-Kommission, Eidg. Politisches Departement, Schwanengasse 7, 3003 Bern. Telephon (031) 61 46 63.

Teilnehmerzahl ist auf 50 Personen beschränkt, die den verschiedenen Lehrerseminarien und einigen Gymnasien der deutschen Schweiz angehören.

Anmeldung: bis 15. September 1964.

KURSE AUF DEM HERZBERG

Arbeitsferienwoche vom 4. bis 10. Oktober 1964. Herbstferienwoche vom 11. bis 17. Oktober 1964. Tanzwochenende vom 31. Oktober bis 1. November 1964.

Anmeldungen an Helga und Sammi Wieser, Volksbildungshaus Herzberg, Post Asp, Telephon (064) 2 28 58.

KURS IM JUGENDFERIENHEIM ROTSCHUO

13. Sing-, Musizier- und Tanzwoche vom 4. bis 11. Okt. 1964, im Jugendferienheim Rotschuo, Gersau am Vierwaldstättersee.

Auskunft und Anmeldung an das Jugendferienheim Rotschuo.

PESTALOZZIANUM ZÜRICH

Im Rahmen unserer Ausstellung «Pflanze und Tier im Unterricht» wird am *Mittwoch, den 9. September 1964*, nachfolgende Veranstaltung stattfinden:

Der Schulgarten – eine unerlässliche Grundlage für den Naturkundeunterricht.

Referat und Führung: *M. Chanson.*

Besammlung: 14.30 Uhr, Naturkundezimmer des Schulhauses Letzi (Tram Nr. 14 bis Triemli).

KURS FÜR STIMMBILDUNG

Kursleitung: Fräulein Ludi Hahn, Kaufbeuren, Deutschland. Zeit: 12.–16. Oktober 1964 (2. Herbstferienwoche), jeweilen von 9–12 Uhr und von 14–16 Uhr.

Kurslokal: Singsaal im Sandgrubenschulhaus I, Schwarzwaldallee 161, Basel.

Programm: Richtige Atmung als Grundbedingung für Gesundheit, schönes Sprechen und Singen; Anleitung zu Vokal- und Lagenausgleichsübungen mit dem Ziel, die Stimme gesund zu erhalten und klanglich zu verbessern; Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse zunächst auf das einstimmige Lied, wenn möglich auch auf Kanon und mehrstimmiges Singen; Durchführung chorisch, am 4. Tag Gelegenheit zum Einzelingen, am letzten Tag nochmals zusammenfassende chorische Übungen.

Anmeldung: Schriftlich (Postkarte), enthaltend: Name, Vorname, Adresse, Telephon, Schulanstalt, Schulhaus, bis 14. September 1964.

Allgemeines: Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Die Angemeldeten erhalten eine Mitteilung, ob sie berücksichtigt werden können.

Institut für Erziehungs- und Unterrichtsfragen
Basler Schulausstellung
Fritz Fassbind, Riehen, Rainallee 96

DIE AUDIO-VISUELLE METHODE IM FREMDSPRACH-UNTERRICHT

Mittwoch, den 16. September 1964, 15 Uhr, Aula des Realgymnasiums, Hermann-Kinkelstrasse 10, Basel.

Vortrag und Kurzlektion mit Schülerinnen einer 1. Klasse der Mädchenrealschule. Leitung: Fräulein Dr. H. Hauri, Rektorin der Mädchenrealschule Basel.

In unserem Zeitalter, wo durch Fernsehen, Radio und Flugzeug die Distanzen bedeutungslos werden, wo das Reisen zum Alltag gehört und sich immer häufiger Menschen fremder Sprachen untereinander vermischen und miteinander zusammenleben, wird das Erlernen wenigstens einer Fremdsprache sogar beim schwächeren Schüler immer mehr zur Lebensnotwendigkeit.

Hand in Hand mit einer Aufwertung der Sprachen geht auch die Suche nach neuen Unterrichtsmethoden, die es ermöglichen sollen, eine fremde Sprache in möglichst kurzer Zeit zu verstehen und zu sprechen. Die audio-visuelle Unterrichtshilfe soll ein Versuch in dieser Richtung sein.

ZWEITER ORIENTIERUNGSKURS ÜBER PROGRAMMIERTES LERNEN IN ST. GALLEN

Samstag, 12. September 1964

morgens 8.30 Uhr

Begrüssung: Landammann G. Eigenmann, Vorsteher des Erziehungsdepartementes des Kantons St. Gallen.

Einführung: E. Lippuner, Direktor der Zentralstelle für berufliche Weiterbildung, St. Gallen.

Referate: PD Dr. Hardi Fischer, Zürich: «Was ist programmiertes Lernen?» – Prof. Dr. Felix v. Cube, Stuttgart/Pädagogische Hochschule Berlin: «Grundsätzliche Prinzipien zur Aufstellung von Lernprogrammen in methodischer, psychologischer und pädagogischer Sicht».

Ausstellung von Literatur und Lernmaschinen. Es wird genügend Zeit eingeräumt zur Uebung an den Maschinen und zum Studium der Literatur.

Nachmittags 13.30 Uhr:

Fortsetzung des Studiums der Literatur und der Uebungen in der Ausstellung.

Referat: Prof. Dr. Klaus Weltner, Päd. Hochschule Osnabrück: «Eine vergleichende Untersuchung von Lernleistungen und Erinnerungsfestigkeit bei programmiertem Unterricht und Direktunterricht», an einem Lehrprogramm über den Kompressorkühlschrank.

Darstellung eines weiteren Programmbeispiels durch Prof. Dr. v. Cube.

Vorbereitung einiger durch die Teilnehmer am 23. September auszuarbeitender Lernschritte anhand von vorliegenden, bereits in Lehrpunkte eingeteilte Themen als praktische Einführung in die Probleme der neuen Methode und in die Schwierigkeiten des Programmierens.

Mittwoch, 23. September 1964

morgens 8.30 Uhr

R. Wyler, Verkaufsmanager und Leiter der Schulungsabteilung, IBM, Zürich: «Zukünftige technische Entwicklung im programmierten Lernen».

Prof. Dr. A. O. Schorb, Päd. Hochschule Bonn und Schulungsberater der VW-Werke: «Zur schulpädagogischen Einordnung des programmierten Unterrichts und die Eignung der programmierten Instruktion für die handwerklich-industrielle Ausbildung».

Erfahrungsberichte. Programmiersversuche mit Stoff zur Einführung in die Grundbegriffe der Algebra durch E. Lippuner, ZBW, und die Mitarbeiter Hans Gentsch und Hans Schubiger, Sekundarlehrer, Rorschach.

Dr. phil. August Pfister, Gossau SG: «Erfahrungen mit pro-

grammierter Einführung von Fremdarbeitern in die deutsche Umgangssprache». Schluss 11.30 Uhr.

Nachmittags 13.00 Uhr:

Bericht des Cycle d'orientation de l'enseignement secondaire de Genève über die Bemühungen in Genf. – Eventuell Dr. Franz Biglmaier, München: «Anwendung der Programmierungsmethode bei leseschwachen Kindern».

Besprechung der Programmierbeispiele der Teilnehmer nach den am ersten Kurstag verteilten Themen.
Aussprache in Gruppen: Meinungsbildung über Wert und

Anwendung des programmierten Lernens in seiner Ganzheit.
Nachfolgend Plenumsdiskussion und Abschluss. 1. Votant: Werner Steiger, Präsident des kantonal-st.-gallischen Lehrervereins, St. Gallen.

Aenderungen vorbehalten.

Auf Anregung wird je nach Verlauf die Tagung um einen weiteren Mittwochnachmittag verlängert.

*Lehrerverein des Kantons St. Gallen
Zentralstelle für berufliche Weiterbildung, St. Gallen*

Auskunft und Anmeldung an die Zentralstelle für berufliche Weiterbildung, Blumenbergplatz 3, 9000 St. Gallen.

Redaktion: Dr. Willi Vogt; Dr. Paul E. Müller

Tunn-Sport- und Snielgeräte

Alder & Eisenhut AG
Küschnacht/ZH Tel. 051/90 09 05
Ebnat-Kappel Tel. 074/728 50

ERSTE SCHWEIZERISCHE TURNGERÄTEFABRIK, GEGRÜNDET 1891 • DIREKTER VERKAUF AN BEHÖRDEN, VEREINE UND PRIVATE

Offene Lehrstelle

An der Sekundarschule (Real- oder Bezirksschule) Kerzers (Seeland) ist infolge Ablebens des bisherigen Inhabers auf Beginn des Wintersemesters oder auf Frühjahr 1965 eine

Hauptlehrerstelle

für die Fächer der **mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung** zur Neubesetzung ausgeschrieben.

Fächeraustausch möglich. Gutes Arbeitsklima.

Besoldung: Fr. 19 483.– bis Fr. 22 953.–; dazu Haushaltzulage Fr. 1200.–, Kinderzulage Fr. 564.– pro Kind, Ortszulage bis Fr. 1000.–

Anmeldungen sind unter Beilage der üblichen Unterlagen an den Schulpräsidenten Herrn Fr. Mäder, 3210 Kerzers, einzureichen. Telephon (031) 69 54 33.

Schulgemeinde Frauenfeld

Auf Beginn des neuen Schuljahres, 26. April 1965, sind an der Primarschule Frauenfeld einige Lehrstellen zur Besetzung offen. Wir suchen

Lehrer

für die Mittelstufe und Abschlussklasse

Wir bieten sehr gute Entlohnung, Gemeindepensionskasse und angenehmes Arbeitsklima.

Bewerber melden sich beim Schulpräsidium, Rhyhof, Frauenfeld.

Die Schulvorsteherchaft

Offene Turnlehrerstelle in Grenchen

An den Schulen Grenchen ist die Stelle eines

Turnlehrers

wieder zu besetzen.

Aufgabenbereich: Mädchen- und Knabenturnen an Sekundar-, Bezirks- und Primarschulklassen. Leitung von Schwimmkursen, Skilagern und freiwilligen Sportnachmittagen.

Wahlvoraussetzungen: Eidg. Turnlehrerdiplom I und solothurnisches oder ausserkantonales Lehrerpatent.

Stellenantritt: Nach Uebereinkunft.

Gehalt: Gemäss Dienst- und Besoldungsordnung der Einwohnergemeinde Grenchen. (Zurzeit in Revision.)

Eintritt in die kantonale Pensionskasse obligatorisch.

Auskunft erteilt das Rektorat der Schulen Grenchen.

Handgeschriebene **Anmeldungen** sind mit Lebenslauf, Arztzeugnis, Photo und Ausweisen über Bildungsgang und praktische Betätigung bis 19. September 1964 an das Rektorat der Schulen Grenchen einzureichen.

Schulkommission Grenchen

KANTONSSCHULE BADEN

Auf Beginn des Schuljahres 1965 sind an der Aargauischen Kantonsschule in Baden zu besetzen:

2 Lehrstellen für Französisch

und ein weiteres Fach

1 Lehrstelle für klassische Sprachen

Bewerber müssen Inhaber des Diploms für das höhere Lehramt sein oder gleichwertige Ausweise über wissenschaftliche Befähigung und über Lehrtätigkeit auf der Mittelschulstufe besitzen.

Auskunft über die Anstellungsbedingungen und über die einzureichenden Unterlagen erteilt auf schriftliche Anfrage das Rektorat der Kantonsschule Baden, Seminarstrasse 3.

Anmeldungen sind bis 15. September 1964 der Kantonalen Erziehungsdirektion in Aarau einzureichen.

Erziehungsdirektion

Gewerbliche Berufsschule Innerschwyz

Auf Beginn des Schuljahres 1965/66 ist an unserer Schule die Stelle eines

Hauptlehrers für allgemeinbildenden Unterricht

zu besetzen.

Anforderungen: Besitz des Wahlfähigkeitszeugnisses als Primär- oder Sekundarlehrer, Praxis im Unterricht an der Gewerbeschule im Haupt- oder Nebenamt, Besuch des Biga-Jahreskurses erwünscht.

Geboten wird: Zeitgemäße Besoldung, fortschrittliche Pensionsverhältnisse.

Auskunft erteilt der Vorsteher der Schule, O. Keller, Steinen, Telephon (043) 9 32 46

Anmeldung mit handgeschriebenem Lebenslauf, Photo und Ausweisen über den Bildungsgang und die bisherige Tätigkeit sind bis zum 30. September 1964 einzureichen an den Präsidenten des Schulvorstandes, G. Dober, Kantsrichter, Küssnacht, Telephon (041) 81 11 77.

Im Institut Eichlitten

Töchter-Sekundarschule

Gams SG wird per sofort

Sekundarlehrer

sprachlich-geschichtlicher Richtung gesucht.

Bedingungen: Charakterliche Reife, abgeschlossenes Hochschulstudium und Neigung, an einer Töchter-Sekundarschule zu unterrichten.

Das Gehalt entspricht dem Besoldungsgesetz für Lehrer des Kantons St. Gallen.

Schriftliche Offerten reiche man an die Direktion ein.
Adresse bis 7. September 1964: Direktion des Institutes Eichlitten, Post 8303 Bassersdorf, Telephon (051) 93 59 33.
Ab 7. September 1964: Direktion des Institutes Eichlitten, Gamserberg, 9473 Gams.

Gymnasium Burgdorf

Auf den 1. April 1965 ist die Stelle des

Musiklehrers

neu zu besetzen. Erwünscht ist ein gesanglich und instrumental gut ausgewiesener Berufsmusiker mit umfassender Allgemeinbildung und Geschick im Umgang mit jungen Leuten. Das **Pensum** umfasst

Klassengesang vom 7. bis 12. Schuljahr
Chorgesang in zwei bis drei Gruppen
Musikkunde am Obergymnasium
Schülerorchester
Vorbereitung und Leitung von musikalischen Darbietungen der Schüler an Schlussfeiern und bei anderen Gelegenheiten
Betreuung der Musikinstrumente und der dem Fach dienenden Lehrmittel.

Volle gymnasiale Lehrstelle mit 26-22 Wochenstunden; eventuell auf Wunsch des Bewerbers Lehrstelle mit reduzierter Stundenzahl.

Besoldungsverhältnisse (in Revision), Anstellungsbedingungen und weitere Einzelheiten können beim Rektorat erfragt werden. Bisherige Dienstjahre an öffentlichen oder privaten Lehranstalten können angerechnet werden.

Der neue Inhaber der Stelle erhält bei Eignung Gelegenheit, die musikalische Leitung des **Konzertvereins Burgdorf** (Männerchor «Liederkranz» und Frauenchor «Gesangverein», beide III. Kategorie) zu übernehmen.

Anmeldungen mit Lebenslauf, Photo, Ausweisen über Bildungsgang und bisherige Tätigkeit sind bis 10. September 1964 an den Rektor des Gymnasiums einzureichen.

Schulgemeinde Speiserslehn/Arbon

Für unsere Gesamtschule, 1.-6. Klasse (etwa 30 Schüler) suchen wir auf das Frühjahr 1965 einen tüchtigen protestantischen

Lehrer

Wir bieten: Zeitgemäße Entlohnung, ein gutes Arbeitsklima, Möglichkeit des Beitrittes in die Pensionskasse der Gemeinde Arbon.

Bewerbungen sind zu richten an den Schulpräsidenten, Ernst Möhl-Forster, Stachen/Arbon, der gerne jede gewünschte Auskunft erteilt. Telephon (071) 46 43 44

Die Schulvorsteherschaft

Realschule und Progymnasium Liestal

Auf Beginn des Schuljahres 1965/66 (20. April) suchen wir

1 Lehrer(in) für Knaben- und Mädchenturnen

1 Lehrer für Gesang und Orchester

Beide Stellen eventuell in Verbindung mit Unterricht in anderen Fächern.

Ferner wird auf Beginn des Wintersemesters 1964/65, eventuell auf Frühjahr 1965, die Stelle eines

Reallehrers math.-naturwissenschaftlicher Richtung

mit Hauptpensum in Biologie frei.

Besoldung:

Reallehrer Fr. 18 769.- bis Fr. 26 330.-;

Fachlehrer Fr. 17 708.- bis Fr. 24 996.-.

Die Familien- und die Kinderzulagen betragen je Fr. 425.-. Die Ortszulage beträgt für ledige Lehrer Fr. 1180.-, für verheiratete Lehrer Fr. 1534.-.

Anmeldungen sind mit den üblichen Unterlagen bis 21. September 1964 dem Präsidenten der Realschulpflege, Herrn Dr. E. Weisskopf, Hypothekenbank, Liestal, zuzustellen.

Die Realschulpflege



**Qualitätsprodukte der
ersten schweizerischen
Gummischuhfabrik**

SPORT

in Grössen 30-45

ab **550**



Schuhfabriken in
Möhlin (Aargau)



SPORTRITE

in Grössen 30-45

ab **850**

Alle BATA-Schuhe sind
Sanitized behandelt

Primarlehrerin, Reallehrer

Ehepaar, mit Zürcher Lehrerpatent, sucht auf Frühling 1965 neuen Wirkungskreis im Kanton Zürich. Aufgeschlossene Schulgemeinden, die eine moderne, preisgünstige Wohnung oder Lehrerhaus bieten können, werden bevorzugt. Offerten unter Chiffre 3601 an Conzett & Huber, Inseratenabteilung, Postfach, 8021, Zürich.



Schultinte

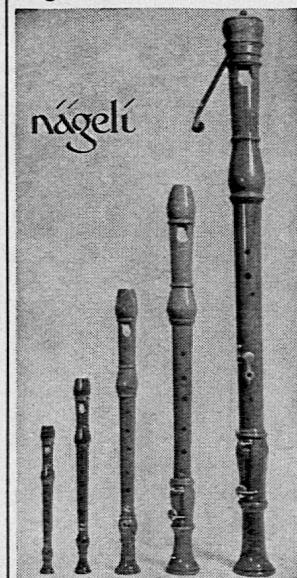
bleuschwarze Eisengallustinte
durch alle Papeterien erhältlich.

BRINER + CO. ST.GALLEN

nägelí

BLOCKFLÖTEN
für alle Ansprüche

im guten Musikhaus erhältlich



M. F. Hügler, Industrieabfälle,
Dübendorf ZH, Tel. 051/85 61 07
(bitte während Bürozeit 8-12
und 13.30-17.30 Uhr anrufen).

Wir kaufen zu Tagespreisen
Altpapier aus Sammelaktionen.
Sackmaterial zum Abfüllen der
Ware stellen wir gerne zur
Verfügung. Material übernehmen
wir nach Vereinbarung per Bahn
oder per Camion.

In neuem Zwei-Familien-Haus
Nähe Locarno, zu vermiete
reizendes möbliertes 1-Zimmer
Appartement mit zwei Betten
Große Terrasse, wundervoll
Aussicht. Jahresmiete (Pied
terre). Telefon (051) 42 68 30.
Anfragen ab Montagabend.

Bezugsquellennachweis durch
Max Nägeli Horgen
Blockflötenbau

Nächstes Ziel Ihrer Schulreise: LUZERN

zum Besuch des Brot- und Gebäckmuseums

Die Ausstellung steht unter dem Motto «Brot und Gebäck im Brauchtum und im Alltag». Sie stellt dar, wie Brot und Gebäck als Nahrungsmittel den Menschen auf seinem Lebensweg begleiten. Neben schweizerischen Gebäcken weist die Ausstellung eine grosse Anzahl ausländischer Backwerke auf.

Das Museum gibt in aufgelockerter Form einen Überblick über die Vielfalt der Brotsorten, zeigt deutlich, was für eine grosse Bedeutung das Brot auch heute noch im Leben des Menschen einnimmt.

Das Museum ist geöffnet jeden Montag-, Mittwoch- und Freitagnachmittag sowie nach Vereinbarung. Monat August geschlossen.

Der Eintritt ist gratis. Die Schulen werden gebeten, ihren Besuch vorher bei der Fachschule Richemond, Rigistrasse 28, Luzern (Telefon 041 / 2 58 62), anzumelden.

Die Schulklassen haben auch Gelegenheit, im Tea-Room der Bäckerfachschule zu mässigem Preise einen Imbiss einzunehmen. Gäste und Pressevertreter waren bei der Eröffnung entzückt über die Vielfalt und über die gute Darstellung der Brote, Gebäcke und übrigen Ausstellungsgüter. Ihre Schülerinnen und Schüler und auch Sie selber werden überrascht sein, wie vielfältig die Brot- und Gebäcksorten und die damit verbundenen sinnigen Bräuche sind.



Englisch in England

lernen Sie mit Erfolg an der staatlich anerkannten
**ANGLO-CONTINENTAL
SCHOOL OF ENGLISH**

in Bournemouth (Südküste). Hauptkurse 3 bis 9 Monate; Spezialkurse 4 bis 10 Wochen; Ferienkurse Juli, August, September. Vorbereitung auf alle öffentlichen Englisch-Prüfungen. Prospekte und Auskunft kostenlos durch unsere Administration:
Sekretariat ACSE, Zürich 8 Seefeldstr. 45
Tel. 051 / 34 49 33 und 32 73 40, Telex 52 529

Cellux
FÜR BUCHHÜLLEN

Feldmühle AG, Rorschach Abt. Cellux Tel. (071) 41 55 33



Im Septemberheft:
Romanische Kunst in Katalonien
Einzelnummer Fr. 4.—

Zürich Institut Minerva

Handelsschule
Arzthilfenschule

Vorbereitung:
Maturität ETH

Benziger Taschenbücher

Band 20

Ernst Wetter

Kreuz und quer durch die Luft

In diesem handlichen Kompendium erklärt der erfahrene Pilot und Flugzeuginstruktor in kurzweiliger Art alles, was an dem ungeheuer entwickelten Flugwesen von heute nicht nur den Jugendlichen interessiert: Physikalische Voraussetzungen des Fliegens, verwirrende Vielfalt der Flugzeugtypen, Antriebsformen, Ausrüstung des Fliegenden und des Flugzeuges, Navigation, Sicherung, Organisation auf den Flugplätzen und Luftverkehrsstraßen, Schallmauer, Reibungshitze und vieles andere mehr. Zahlreiche Zeichnungen veranschaulichen den flüssig geschriebenen Text.



Jeder Band Fr. 2.50. Partiepreis für Lehrer: ab 10 Exemplaren, auch gemischt, jeder Band Fr. 2.25.
Benziger Taschenbücher in jeder Buchhandlung!

Kunstmuseum Luzern

MOSER

Ceuvreausstellung
30. August bis 25. Oktober 1964
Täglich 10–12 und 14–17 Uhr,
Donnerstag auch 20–22 Uhr

Hans Heer



Naturkundl. Skizzenheft «Unser Körper»

mit erläuterndem Textheft, 40 Seiten mit Umschlag, 73 Konturzeichnungen zum Ausfüllen mit Farbstiften, 22 linierte Seiten für Anmerkungen. Das Heft ermöglicht rationelles Schaffen und große Zeitsparnis im Unterricht über den menschlichen Körper. Preis per Stück: 1—5 Fr. 1.55, 6—10 Fr. 1.45, 11—20 Fr. 1.35, 21—30 Fr. 1.30, 31 und mehr Fr. 1.25. Probeheft gratis.

Hans Heer

Lehrer-Ausgabe zum Skizzenheft. Ein Buch vom Bau des menschlichen Körpers und von der Arbeit seiner Organe. Enthält unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse all den Stoff über den Bau und die Arbeit der menschlichen Organe, der von der heranwachsenden Jugend erfaßt werden kann. 120 Seiten, mit 20 farbigen Tafeln und vielen Federzeichnungen.

Textband «Unser Körper»

Preis Fr. 11.—

Augustin-Verlag, Thayngen (Kt. Schaffhausen)

Ski- und Ferienhäuser

Stoos SZ (30 Plätze) und Aurigeno/Maggia TI (60 Plätze)
vermietet für Stiftung Wasserturm:
Max Huber, Elfenaustrasse 13, Luzern, Tel. (041) 3 79 63



Pianohaus

Ramspeck

Zürich 1, Mühlegasse 21, Tel. 32 54 36
Seit 80 Jahren
führend in allen Klavierfragen

Zur Betreuung des vielseitigen beruflichen Bildungswesens im Autogewerbe suchen wir auf unser Zentralsekretariat einen

Berufsbildungs-Sekretär

als Nachfolger des gegenwärtigen Inhabers der Stelle.

Aufgabenbereich: Initiative und weitgehend selbständige Bearbeitung aller mit dem Autogewerbe zusammenhängenden Berufsbildungsfragen, Beratung der Sektionen und Mitglieder, Kontakte mit Behörden und verwandten Berufsverbänden, Abfassung von Berichten und Ausarbeitung von Eingaben.

Anforderungen, die der Auswahl eines geeigneten Bewerbers als Maßstab zugrunde gelegt werden:

- Beherrschung der deutschen und französischen Sprache;
- gute Allgemeinbildung;
- gute mündliche und schriftliche Ausdrucksweise;
- ausgeglichener Charakter, Pflichtbewusstsein, ruhiges und sicheres Auftreten.
- Bewerber, die sich bereits über Kenntnisse und Erfahrungen in der Behandlung der weitschichtigen Probleme des beruflichen Bildungswesens ganz allgemein oder in einer bestimmten Branche ausweisen können, erhalten bei gleicher Eignung den Vorzug.

Wir bieten interessante, abwechslungsreiche und selbständige Tätigkeit, fortschrittlich geordnete Arbeitsverhältnisse, Personalfürsorgeversicherung. Einarbeitung durch den jetzigen Sekretär für Berufsbildung des AGVS.

Eintritt: Baldmöglichst oder nach Uebereinkunft.

Handschriftliche Bewerbungen mit Lebenslauf, Zeugniskopien, Photo, Referenzen und Angabe der Gehaltsansprüche sind zu richten an:

Autogewerbe-Verband der Schweiz

Stellenbewerbung
Mittelstrasse 32
3001 Bern

Kanton St. Gallen

Stellenausschreibung

An der **Verkehrsschule St. Gallen** sind auf Beginn des Schuljahres 1965/66 neu zu besetzen:

eine Hauptlehrstelle für Geschichte, Staatskunde und Deutsch

und

eine Hauptlehrstelle für Geographie und weitere Fächer nach Vereinbarung

Der Unterricht schliesst an jenen der dritten Sekundarklasse an (10. und 11. Schuljahr).

Besoldung nach Vereinbarung im Rahmen der kantonalen Dienst- und Besoldungsordnung für Mittelschullehrer. Beitritt zur kantonalen Pensionsversicherung.

Pflichtstundenzahl: 23 bis 24.

Für weitere Auskünfte wende man sich an die Direktion der Verkehrsschule, Notkerstrasse 20, St. Gallen.

Lehrer mit abgeschlossener akademischer Ausbildung oder Sekundarlehrer mit zusätzlicher Ausbildung sind eingeladen, ihre Bewerbung mit Lebenslauf, Abschrift von Lehrausweis und Zeugnissen über praktische Tätigkeit, Photo und Liste der Referenzen bis 20. September 1964 an den Vorsteher des kantonalen Volkswirtschaftsdepartementes, Regierungsgebäude, St. Gallen, einzureichen.

Im Auftrage des Regierungsrates:
Die Staatskanzlei

Für das geplante **Heim für geistesschwache, praktisch bildungsfähige, zum Teil cerebralgelähmte Kinder «Mätteli»**, Münchenbuchsee bei Bern, gesucht

Hauseltern

Das Heim führt eine Sonderschule gemäss IVG mit 60 Kindern, zusätzlich Ferienabteilung für zehn pflegebedürftige Kinder, Familiensystem, Therapie für Cerebralgelähmte, personalintensiver Betrieb.

Gewünscht wird: Jüngeres, einsatzfreudiges Ehepaar, das gewillt und fähig ist, sich voll in den Dienst der Erziehung und Schulung schwerbehinderter Kinder zu stellen (entsprechende theoretische Ausbildung erwünscht). Fähigkeit zur Personalführung und Verwaltung eines grösseren Betriebes.

Geboten wird: Mitsprache bei baulicher und organisatorischer Gestaltung des Heimes, selbständige Tätigkeit, angemessene Besoldung, grosse Wohnung.

Antritt: Nach Uebereinkunft, spätestens nach Fertigstellung des Heimes, etwa Herbst 1966.

Wahl: Herbst oder Winter 1964.

Anmeldung: Bis 30. September 1964 mit ausführlichem Lebenslauf beider Ehegatten, Photos und Referenzen an den Präsidenten des Vereins Schloss Köniz und Kinderheim «Mätteli» Münchenbuchsee, Pfarrer Dr. J. Amstutz, Frauenkappelen BE.

Die Berufswahl Ihrer Schüler ist auch Ihre Sorge!

Unsere Lehrabteilung will Ihnen dabei behilflich sein. Sie stellt Ihnen gerne Unterlagen über die Ausbildungsmöglichkeiten bei uns zur Verfügung. Eine Werkbesichtigung oder eine unverbindliche Eignungsabklärung durch unsere erfahrenen Berufsberater kann erfolgreich sein.

Auf das Frühjahr 1965 sind bei uns für die folgenden Berufe Lehrstellen frei:

Maschinenschlosser
Rohrschlosser
Grossapparateschlosser
Konstruktionsschlosser
Mechaniker
Dreher
Fräser und Hobler
Hammerschmiede
Heizungs- und Elektromontoure
Eisengiesser
Modellschreiner und -schlosser
Laboranten
Kaufmännische Angestellte
Maschinenzeichner und -zeichnerinnen
Heizungs- und Lüftungszeichner

In Zweijahreskursen werden ferner ausgebildet:

Technische Zeichnerinnen
Stenodaktylographinnen

Wir haben Zeit für Sie und freuen uns auf Ihren Anruf, damit wir eine Besprechung vereinbaren können. (Telephon 8 11 22, intern 3655/56)

**Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft,
Winterthur**

Kantonales Kinderbeobachtungsheim, Langenbruck BL

An unsere neugeschaffene Stelle (Unterstufe) suchen wir auf den 15. Oktober 1964

Lehrerin oder Lehrer

Die **Besoldung** beträgt je nach Alter und Ausbildung

Fr. 14 053.– bis Fr. 19 750.– für Lehrerin,
Fr. 14 716.– bis Fr. 20 810.– für Lehrer,
zuzüglich Sozialleistungen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind an die Leitung des Heimes zu richten, welche auch jederzeit für telefonische Auskünfte zur Verfügung steht. Tel. (062) 6 61 48.

Wir suchen einen gewandten

Redaktor (Redaktorin)

der in der Lage ist, im Nebenamt das «Fachblatt des Vereins für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen» zu redigieren. Es handelt sich dabei um eine Monatszeitschrift, die allgemein pädagogische und psychologische sowie besondere Probleme der geschlossenen Fürsorge behandelt.

Nähere Auskünfte erteilt und Offerten sind erbeten an den Präsidenten des VHSA, Stiftung Schloss Regensberg, 8158 Regensberg ZH, Telephon (051) 94 12 02.

Schulgemeinde Bilten GL

Auf Beginn des Wintersemesters 1964/65 oder später suchen wir an unsere neugeschaffene, kleine Abschlussklasse einen gut ausgewiesenen

Abschlussklassen-Lehrer

Wir bieten einen guten Lohn und ein angenehmes Arbeitsklima.

Bewerber melden sich unter Angabe des Bildungsganges beim

Schulpräsidium Bilten

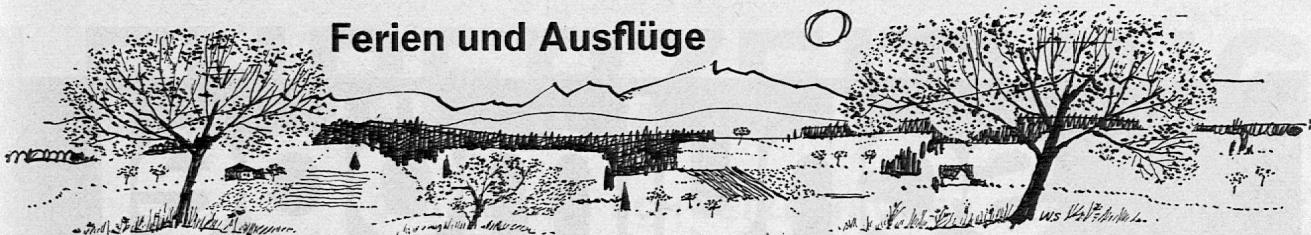
Primarschule Tägerwilen

Nach 40jähriger Tätigkeit an unserer Primarschule am schönen Untersee treten zwei Lehrer auf das Frühjahr 1965 zurück.

Wir bieten Ihnen ein Gehalt nach dem thurgauischen Besoldungsreglement, zusätzlich Gemeindezulage, neuzeitliche Personalversicherung.

Gerne erwarten wir Ihre Anmeldung mit näheren Angaben an Kd. Geiger, Schulpräsident, Tägerwilen TG.

Ferien und Ausflüge



Graubünden



Ski- und Ferienkolonieheime Graubünden, modern, doch heimelig. Nur für Schul- und Ferienlager ausgedacht: jede wünschbare Annehmlichkeit, aber kein Luxus, darum preiswert (Selbstkocher oder Pension nach Wunsch). Duschen, Bibliothek, eigene Ball- und Naturspielplätze. Genaue Haus- und Umgebungsbeschreibung bei der Verwaltung: Blumenweg 2, Neuallschwil BL.
Büel St. Antönien (Prättigau, 1520 m), 50 Plätze, kleine Schlafzimmer mit Betten, Spielsaal, Terrasse, Skilift. Walsersiedlung!
Chesa Ramoschin, Tschlerv (Münstertal), 1720 m, 28 Plätze, neues Haus, herrlich gelegen, auch Ferienwohnung. Nähe Nationalpark und Arvenwald von Tamangur!

Ein Ziel für Ihre diesjährige Schuleise? Kennen Sie

Gotschnagrat ob Klosters?

Mühelos erreichbar mit der Luftseilbahn. Der Ausgangspunkt herrlicher Bergwanderungen ins Parsenngebiet. Stark ermässigte Fahrpreise für Schulen. Bergrestaurant. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Verlangen Sie bitte Vorschläge und Prospekte bei der **Betriebsleitung der Luftseilbahn Klosters-Gotschnagrat-Parsenn, Klosters**, Telefon (083) 4 13 90.

Herbstferien in Klosters/Serneus

Gut eingerichtetes Haus kann noch eine Kolonie von etwa 40-50 Schülern (Selbstverpfleger) aufnehmen.

Anfragen sind zu richten an:

Frau Doris Hemmi, Kinderheim Serneus bei Klosters, Telefon (083) 4 17 86

Westschweiz



Besuchen Sie das malerische Städtchen

MURTEN

Für eine schöne Schuleise «zur EXPO über MURTEN»

Zentralschweiz

FLORAGARTEN

bei Bahn und Schiff

Ihre Schüler werden vom Floragarten begeistert sein. Mittag- und Abendessen, Zobig reichlich und gut zu vernünftigen Preisen.

LUZERN

Nordwestschweiz und Jura



Auch beim Schulausflug

essen Sie und Ihre Schüler gern etwas **Währschafte**.

Unsere beliebten alkoholfreien Restaurants:

Gemeindehaus St. Matthäus, Klybeckstr. 95, Nähe Rheinhafen, Tel. 33 82 56

Alkoholfreies Restaurant Clara-graben 123, zwischen Mustermesse und Kaserne, Garten, Tel. 33 62 70

Alkoholfreies Restaurant Basterhof, Aeschenvorstadt 55, Nähe Stadtzentrum, Kunstmuseum, Telefon 24 79 40
Kaffeestübl Brunngasse 6, Baslerhof, Telefon 24 79 40

Alkoholfreies Restaurant Heumattstrasse 13, Nähe Bahnhof SBB, Telefon 34 71 03

Alkoholfreies Restaurant Kaffeehalle zu Schmieden, Gerber-gasse 24, Stadtgarten, Telefon 23 73 33
bieten Ihnen ein stets preiswertes, gutes Essen und wohl-tuende Rast in heimeligen Räumen.

Verlangen Sie bitte Offeraten bei unsren Leiterinnen

Verein für Mässigkeit und Volkswohl, Basel

Ostschweiz



Säntis-Schwebebahn

Schwägalp und Säntis sind immer begehrte Ausflugsziele für Schuleisen. Stark ermässigte Fahrtaxen für Schulen auf der Säntis-Schwebebahn.

schulmöbel
und
wandtafeln
so
fortschrittlich
wie
die schule

H hunziker

Hunziker Söhne
Schulmöbelfabrik AG
Thalwil (051) 92 09 13

DAS JUGENDBUCH

M I T T E I L U N G E N Ü B E R J U G E N D - U N D V O L K S S C H R I F T E N

Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins · Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

SEPTEMBER 1964

30. JAHRGANG NUMMER 5

Dr. Hans Witzig

geb. 21. September 1889

«Erhabner Geist, du gabst mir,
gabst mir alles, worum ich bat...»

Lieber Freund,

in diesen Tagen vollendest Du Dein 75. Lebensjahr und darfst, Du Unermüdlicher, wie selten einer zurückschauen auf ein umfassendes, fruchtbare Schaffen.

Als wir 1905 bis 1909 im Seminar zusammen ahnungsvolle, bewegte Jahre der Gärung verlebten, wurden wir Zeugen Deiner künstlerischen Entwicklung. Du brachtest selbst bearbeitete Druckplatten mit und erklärtest uns am Objekt die Technik des Tief- und des Hochdruckes. Wir erwarben die eine und andere Deiner ersten Radierungen – erst letzt- hin fiel mir eines dieser nun vergilbten Blätter in die Hände –, wir waren fest überzeugt, dass Du eine ehrenvolle Künstlerlaufbahn einschlagen würdest.

Du bist Künstler geworden, zugleich aber auch Historiker, speziell Kunsthistoriker und Heimatkenner. Deine vielfältige Begabung hast Du in den Dienst des Kindes und der Schule und damit in den Dienst des Volkes gestellt. Als der geborene Lehrer hast Du Deine «höheren Töchter» und wiederholt auch uns, Deine alten Kameraden, mit Vorliebe an historische Stätten geführt, in die Landschaft hinaus, in Schlösser und Kirchen hinein. Da hast Du dann, unmittelbar vom Gegenstand ausgehend, den Dingen die zutreffenden Worte gegeben. Du schöpftest aus dem vollen, bedrängt von Deinem inneren Reichtum, Deinem profunden Wissen, das kaum eine Frage unbeantwortet liess. Deine Schüler leitetest Du zur Betätigung der Hand an, zum Skizzieren, zum Formen und Basteln des Geschauten und liessest derart Deinen Unterricht zum intensiven und tiefen Erlebnis werden.

Du warst allezeit ein leidenschaftlicher, unermüdlicher Schaffer. Deine Zeichenhefte, Deine reich illustrierten Unterrichtshilfen, Deine literarischen Schöpfungen, Dein «Fortunatus», Dein Geschichtsbuch «Von Morgarten bis Marignano», die zahlreichen von Deiner Hand bebilderten Jugend- und Schulbücher, Deine beiden Brunnen in der Rafzerfelder Heimat mit ihren lebensnahen Skulpturen sprechen bereit von Deiner rastlosen, vielseitigen Lebensarbeit. Dass diese Dir in so begnadeter Weise geglückt, ist wohl auch Deiner Lebensgefährtin zu verdanken, die in stillem und gediegenem Walten und Umsorgen sich ganz in den Dienst Deiner Berufung gestellt hat.

Lieber Hans, wir danken Dir für all das Schöne, das Du uns geschenkt hast, und wünschen Dir, wünschen Euch bei- den noch viele gesunde und frohe Jahre.

A. P.

Besprechung von Jugendschriften

VORSCHULALTER

Kreidolf, Ernst: *Grashupfer*. Rotapfel-Verlag, Zürich. 1963. 26 S. Illustriert. Hlwd. Fr. 11.50.

Zum hundertsten Geburtstag des Malerpoeten hat der Rotapfel-Verlag die «Grashupfers» neu herausgegeben. Die Bilder strahlen dank der heutigen Reproduktionstechnik in der Frische der Originale.

Die «Grashupfer» sind eines der liebenswertesten Werke Kreidolfs; er hat die wirklichen Tiere, welche von uns Kindern in der Natur mit grosser Freude und Interesse beobachtet werden, in humorvoller Weise zu märchenhaften Gestalten umgewandelt, die menschliches Wesen darstellen.

Ernst Wartenweiler hat in seiner Biographie über Ernst Kreidolf ein Kapitel mit «Verklärte Wirklichkeit» überschrieben. Diese Charakterisierung trifft auf die «Grashupfer» in ganz besonderem Masse zu.

Sehr empfohlen.

-ler

Kühn, Jörg, und Ziswiler, Vinzenz: *Der Wald und seine Tiere*. Atlantis-Verlag, Zürich. 1963. 32 S. Illustriert von Jörg Kühn. Hlwd. Fr. 13.50.

In grossformatigen, meist farbigen Bildern werden die wichtigsten Tiere des Waldes vorgestellt; Jörg Kühn hat naturalistische Bilder gemalt, sein Freund Vinzenz Ziswiler hat einen einfachen ansprechenden Text dazugeschrieben. Bewusst haben die beiden Verfasser auf eine Vermenschlichung der Tiere verzichtet, beide haben die Tiere genau beobachtet und so dargestellt, dass sie in der Natur wieder erkannt werden können. Ein Buch für Kinder und für Erwachsene, welche ihnen die Natur nahebringen möchten, dazu ein wichtiger Beitrag zum Tier- und Naturschutz mit dem Gedanken, dass diese nur wirksam werden können, wenn sie auf Interesse und Wissen beruhen und auf Sentimentalität verzichten. Beachtenswert ist die feinfühlende Darstellung des Lebenskampfes unter den Tieren: «Ein Reh frisst kein anderes Tier, weil es keine Zähne dazu hat. Aber es ist deswegen nicht besser als der Habicht. Wir wollen nie mehr von einem Tier sagen, es sei böse oder grausam.»

Sehr empfohlen.

-ler

Roser, Wiltrud: *Herr Kracks*. Atlantis-Verlag, Zürich. 1963. 32 S. Illustriert. Ppb. Fr. 7.–.

Herr Kracks ist eine Krähe, welche einem Bettler, dem schwarzen Heiner, zu Geld und Reichtum verhilft. Der Reichtum besteht vor allem in Heiners blühender Phantasie, mit der er für seine Krähen eine ganze Traumstadt erbaut.

Das Buch ist eine liebenswerte Geschichte, in der sich Wirklichkeit und reiche Phantasie sinnvoll ergänzen. Wir danken der Verfasserin für ihr feines Bilderbuch. Wir danken auch dem Verlag, dass er bewiesen hat, dass ein ausgezeichnetes Bilderbuch nicht über 10 Franken kosten muss.

Sehr empfohlen.

-ler

VOM 7. JAHRE AN

Meyer-Probst, Ruth, und Hans Peter: *Lesen und Lauschen*. Blaukreuz-Verlag, Bern. 1963. 64 Doppelkarten. Kartei in Kassette. Fr. 9.80.

In praktischer Kassettenform bietet die Sammlung 66 Geschichten, Fabeln, Märchen, Sagen. Sehr gut ausgewählt und praktisch dargeboten, richtet sich die Zusammenstellung an Eltern, Lehrer und Leiter von Jugendgruppen. Die neue Form bewährt sich ebenfalls für Einzelarbeiten und Gruppenunterricht in der Schule, wobei die Einteilung in gut durchdachten Themenkreisen wertvolle Anregung für die praktische Verwendung bietet.

Wer schickt uns methodische Erfahrungen mit dieser neuartigen Kassette?

Empfohlen.

-ler

Grashoff, Cok: *Lieber Gast aus fernem Land*. Uebersetzt aus dem Holländischen. Verlag Cecilie Dressler, Berlin. 1964. 111 S. Illustriert. Kart.

Gertie bekommt von ihrem Freund Pinky aus Afrika einen wunderbaren grünen Papagei geschenkt. Das ist eine aufregende Ueberraschung für das ganze holländische Dorf, in dem das kleine Mädchen wohnt. Alle schliessen den Fremd-

ling bald ins Herz, nur Flippie, der braune Boxerhund, will sich nicht an ihn gewöhnen. Er ist eifersüchtig, und als Gertie eines Morgens ihren Koko mit in den Garten hinter dem Doktorhaus nimmt, springt er zornig gegen den Vogelkäfig. Da geschieht das Unglück: Unversehens geht die Tür auf, und der Vogel fliegt davon. Es kostet grosse Mühe, ihn wieder einzufangen. Natürlich geht es dabei nicht ohne Verwicklungen ab.

Diese spannende und herzerfrischende Erzählung bietet ein schönes Beispiel echter Freundschaft zwischen jungen Menschen, schönsten Vertrauens von jungen Menschen zu ihren Vorgesetzten und wahrer Kameradschaft zwischen den Kindern und ihren Haustieren. Da auch die Sprache gut ist, kann das Buch aus literarischen und erzieherischen Gründen empfohlen werden.

Gg.

Klein, Louis P.: Bunte Tiere aus Papier. Verlag Otto Maier, Ravensburg. 27 S. Ppbd. DM 12.80.

Die japanische Kunst des Oregami, des Papierfaltens, ist in 26 Werkblättern zum Buch gesammelt. Es sind Tierformen, wundervoll stilisiert, die zu weiterem guten Gestalten anregen. Am Familientisch, und nicht weniger in der Schule, wird mit diesem Buch mit Recht ein vergnügliches Tun werden, immer wieder überraschend, wie einfach und zugleich raffiniert die Formen gefaltet werden können. Als Werkzeug braucht man eine Schere und Photos der fertigen Tiere. Genaue Anleitungen neben jedem Modellbogen ermöglichen und erleichtern Vorstellung und freudiges Arbeiten.

Sehr empfohlen.

F. H.

Hjelm, Eva: Pumpe und Michel. Uebersetzt aus dem Schweizerischen. Verlag Erich Schmidt, Bielefeld. 1964. 116 S. Illustriert von Eleonore Schäffer. Hlwd. Fr. 8.20.

Mit viel Fröhlichkeit erzählt die Geschichte von einer Kinderfreundschaft. Wir begleiten zwei kleine Knaben durch eine vergnügte Kinderzeit bis zum Eintritt in die Schule.

Obschon sie es hie und da recht bunt treiben, wirken die beiden Freunde doch meistens sehr echt. Eine anspruchslose, heitere Erzählung, die aber sprachlich den Kleinsten etwas Mühe machen wird.

Empfohlen.

ur

Wulf, Marianne: Das kleine Flugzeug Wupp. Erzählungen. Loewes-Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart. 1963. 56 S. Illustriert von Hans Mundel. Ppbd.

Ein Vater hat seinem kleinen Sohn zum Geburtstag ein Flugzeug gebastelt, das auf einmal zum Leben erwacht. Wegen einer Unfolgsamkeit des kleinen Besitzers fliegt das Flugzeug ohne den Piloten davon, der es überall sucht und dabei viel Angst aussteht. Schliesslich kehrt der Ausreisser in der Luft nach verschiedenen Abenteuern wieder zum Startplatz zurück und bringt den Eltern zugleich ihren verloren geglaubten Sohn heim.

Man muss die anspruchslose Erzählung als das nehmen, was sie ist: ein modernes Märchen, in dem bekanntlich alles möglich ist. Sie wird Kindern im vorschulpflichtigen Alter vorgelesen oder Buben im ersten Lebensalter zum Selberlesen bestimmt Spass machen.

Empfohlen.

-y.

VOM 10. JAHRE AN

Dixon, Rex: Pocomoto auf grosser Fahrt. Uebersetzt aus dem Amerikanischen. Büchergilde Gutenberg, Zürich. 1963. 193 S. Illustriert von Heinz Stieger. Hlwd. Fr. 6.80 für Mitglieder.

Der kleine Held Pocomoto braucht wohl kaum mehr vor gestellt zu werden. Im vorliegenden Band begleitet er eine grosse Viehherde auf ihrem Zug in den Westen. Wir finden ähnliche Erlebnisse wie in den vorhergehenden Bänden, über allem liegt eine leise Wehmuth, dass diese Zeit zu Ende geht und die grossen Viehzüge durch modernere Transportmittel abgelöst werden.

Das Buch ist sauber geschrieben und von Heinz Stieger sehr fein illustriert worden.

Empfohlen.

-ler

Vestly, Anne-Cath: Grossmutter und die acht Kinder im Walde. Uebersetzt aus dem Norwegischen. Verlag Räucher, Zürich und Stuttgart. 1963. 132 S. Illustriert von Paul Wyss. Lwd. Fr. 9.50.

Vater, Mutter, Grossmutter und die acht Kinder wohnten bisher in äusserst bescheidenen Verhältnissen in einer kleinen Wohnung in der Stadt. Durch glückliche Umstände ist es ihnen möglich, ein neues und eigenes Heim zu beziehen. Es liegt fernab von der Stadt mitten im Walde. Alle haben sich rasch im neuen Haus und seiner Umgebung eingelebt. Vom ersten Tag, den die Familie hier verbringt, können wir dabeisein und viel Aufregendes mit den acht Kindern und ihrer Grossmutter miterleben: Die Kinder müssen sich an die neue Schule gewöhnen; des Nachts hört man unheimliche Geräusche; Indianer schleichen ums Haus; Grossmutter schreibt einen geheimnisvollen Brief. Doch die Grossmutter weiss sich in allen Lagen zu helfen und bringt alles wieder in Ordnung, wenn etwas schiefzugehen droht.

Diese hübsche Erzählung, voll von übersprudelndem Humor und guter Laune, ist mit einem norwegischen Jugendbuchpreis ausgezeichnet worden. Die Ehrung ist vollauf berechtigt. Das Buch darf allen jungen Lesern vom 11. Jahr an empfohlen werden.

Gg.

Swift, Jonathan: Gullivers Reisen. Verlag Stocker-Schmid, Dietikon-Zürich. 1963. 208 Seiten. Illustriert von W. Koch. Lwd.

Dieses Buch, das zum Erwachsenen in Gleichenissen redet, dem Jugendlichen aber den Wicht und Riesen Mensch in einer zeitlosen und immer neu erregenden Dichtung vor stellt, darf auch heute fraglos zum bleibenden Gut der Jugendliteratur gezählt werden. Die neue schweizerische Ausgabe von «Gullivers Reisen» ist darum zu begrüssen. Sie gibt das Wesentliche; Sprache und Druck sind gut. Vielleicht sollte man aus maßstäblichen Gründen diesen Text überhaupt nicht illustrieren; die ganzseitigen Federzeichnungen überzeugen, abgesehen von ihrer mangelnden Bildaus sage, jedenfalls auch in dieser Hinsicht nicht.

Empfohlen.

H. R. C.

Ucuk, C.: Eine Hoffnung erfüllt sich. Uebersetzt aus dem Türkischen. Verlag Franz Schneider, München. 1963. 104 Seiten. Illustriert von Margot Schaum. Hlwd.

Sommer irgendwo in der Türkei. Frau Fatma zieht mit ihren beiden Kindern Parla und Durak, mit Maultier, Kuh, Schaf und Ziege ins Sommerdorfchen in den Bergen. Was die Kinder dort bei Spiel und ernster Arbeit erleben, ist in der aus dem Türkischen übersetzten Erzählung trefflich fest gehalten. Die Geschichte strahlt eine Heiterkeit und Herzlichkeit aus, die den Leser unfehlbar beglückt. Aus den Stimmungsbildern, aus den Berichten über uns fremde Menschen, Sitten und Bräuche, fühlt man die Echtheit und Wirklichkeit erlebter Ferne.

Sehr empfohlen.

rk

Wölfel Ursula: Der Herr Wendelin. Hoch-Verlag, Düsseldorf. 1963. 159 S. Illustriert von Horst Lemke. Lwd.

Paul Friedrich, der Sohn eines Apothekers, begegnet in seinem Heimatstädtchen einem Fremden namens Wendelin Selbst. Vom Augenblick an, da dieser Fremde sich im Städtchen aufhält, geschehen zahlreiche seltsame, aufregende Dinge. Dabei kommt es zu phantastischen Umgestaltungen. Dies alles spielt sich ab zwischen dem 29. März und dem 1. April. Das Ganze gleicht einem mit einer gewandten Feder gezeichneten, humorvollen Aprilscherz.

Sprache und Illustrationen sind sehr gut. Der Inhalt kann als unterhaltsame Lektüre ohne erzieherischen Wert bezeichnet werden.

Empfohlen.

Gg.

VOM 13. JAHRE AN

Cavanna, Betty: Loretta träumt vom Fliegen. Uebersetzt aus dem Amerikanischen. Verlag Albert Müller, Rüschlikon-Zürich. 1964. 180 Seiten. Lwd.

Loretta ist das junge Mädchen mit den zwei Erscheinungsformen: kratzbürstiges, empfindliches Ding mit den unberechenbaren Reaktionen, von der Umgebung über grosse Mengen an guten Nerven, Vorsicht und Nachsichtfordernd – und später die junge hübsche Dame, in wohltuender Wirkung auf nächste und nähtere Umgebung dasbare Gegen teil von früher. Bei dieser Wandlung, diesem Sichklären, ist interessant und geschickt als Katalysator das Erreichen des Fliegerbrevets verwendet. (Das Flugtechnische ist von Fliegern als den Tatsachen entsprechend beurteilt.) Hinter dem wohltuenden klaren Schildern von Gestalten und Erzählungen von innerem und äusserem Geschehen ist ein gutes Wissen um den jungen Menschen und um das gute Mass.

Empfohlen.

F. H.

Thomsen, Sigrid: Martin in Gefahr. Uebersetzt aus dem Dänischen. Schweizer-Jugend-Verlag, Solothurn. 1963. 186 Seiten. Illustriert von Kurt Tessmann. Ppbd. Fr. 8.80.

Martin verirrt sich in einem verlassenen Bergwerk Südafrikas, gerät dort in die Gewalt lichtscheuer Chinesen, die nach eigenen Gesetzen ihr Dasein fristen, wird aber in Anerkennung einer mutigen Tat den Eltern zurückgegeben.

Die Handlung ist spannend wie ein zügiger Krimi, die undurchdringlichen Mienen der Gelben verbreiten eine unheimliche Stimmung.

Obwohl sich die Bereiche des Wirklichen und des Phantastischen wiederholt überschneiden, kann das Buch auf Grund seiner aufbauenden Gesinnung und klaren, einfachen Sprache empfohlen werden.

hd.

Campagne, Claude: Geheimnis einer Jugend. Uebersetzt aus dem Französischen. Boje-Verlag, Stuttgart. 1960. 204 Seiten. Lwd. Fr. 8.90.

Ein sechzehnjähriges bretonisches Mädchen entwirrt das Kriegsschicksal eines jungen Mannes und befreit ihn und die beteiligten Familien von schweren Gewissenskonflikten.

Das Typische der französischen Landschaft ist stimmungsvoll gezeichnet, die seelischen Belastungen und das gelegentlich rätselhafte Verhalten der Menschen einführend geschildert. Die Umdichtung aus dem Französischen darf ebenfalls lobend hervorgehoben werden. Für die reifere Jugend ein spannendes, aber zugleich besinnliches Buch.

hd.

Diekmann, Miep: ... und viele Grüsse von Wancho. Uebersetzt aus dem Holländischen. Verlag Westermann, Braunschweig. 1963. 253 S. Illustriert von Jenny Dalenoord. Hlwd.

Dieser Wancho, ein noch jüngerer Mann, sitzt auf einer Kiste mitten im regen Verkehr des Hafens einer Inselstadt vor dem venezolanischen Festland und schreibt für seine unbeholfenen, armen Mitbürger die notwendigen Briefe. Er kennt dadurch viel Not und Selbstverschulden und Unglück und kleines Glück, und was nicht Gemeinheit ist, das misst er alles mit einem gütigen, hilfsbereiten Herzen.

Da ist Boechi, der vierzehnjährige Sohn seines unglücklichen Freundes Getulio. In Getulios Auto ist der einzige Sohn des Nachbars tödlich verunglückt. Getulio ist gänzlich unschuldig, aber aus dem fröhlichen Menschen ist ein scheuer Flüchtling geworden. Was niemandem gelingt, Wancho bringt ihn, so seltsam es klingt, mit einem von ihm geschriebenen Buch zurück zu den Seinen, und – was die besondere Wohltat ist – auch zu sich selber, zu seinem früheren Wesen. Mannigfaltig sind die Erscheinungen, der Lärm der Hafenstadt macht mit und die Hitze der südlichen Breite, und das Miterleben geht nicht nur den Sätzen entlang, die Schilderung gibt auch Hintergründe mit. Gute Illustrationen von Jenny Dalenoord.

Empfohlen.

F. H.

Bowers Gwendolyn: Alle Tage eines Sommers. Uebersetzt aus dem Amerikanischen. Verlag Ueberreuter, Wien. 1964. 176 S. Lwd. Fr. 8.80.

Der «Teenager» Anne erfährt in einem erlebnisreichen Sommer in ihrer amerikanischen Kleinstadt, dass nicht alles Gold ist, was glänzt. Sie erkennt, dass die alten, einfachen Freunde sich bewähren, und der geheimnisvolle Fremde ein leerer Bluffer ist. Das Buch erzählt teilweise allzu weit schweifig, ist aber in seiner allem Schein ablehnenden Haltung zu empfehlen.

G. K.

Sandoz, Mari: Feuerross. Uebersetzt aus dem Amerikanischen von Hilda Maria Martens. Origo-Verlag, Zürich. 1963. 407 S. Lwd.

Mit diesem historischen Roman gibt die Autorin nicht nur ein eindrückliches Bild indianischer Lebensweise, sondern zugleich auch ein erschütterndes Dokument vom verzweifelten Kampf der Indianer gegen ihre Verdrängung und Ausrottung durch die Weissen. Symbol dafür ist die ungewöhnliche Persönlichkeit Feuerross. Er wird schon früh der überragende Führer seines Volkes. Er zeichnet sich aus durch List auf verschwiegenem Kriegspfad, durch heldenhaften Mut in der Schlacht oder durch kluge, uneigennützige Ratschläge im Kriegsrat. Sein ganzes Leben gleicht einem Kampf für die Freiheit der Indianer. Für diese Gesinnung stirbt er auch.

Mari Sandoz ist im Grenzgebiet der Indianer aufgewachsen. Wohl deshalb ist es ihr so gut gelungen, sowohl das Lebensbild ihres Helden zu schildern, als auch eine Gesamtdarstellung einer ganzen Epoche zu zeichnen. Das Ganze ist noch um so wertvoller, weil es nicht einfach eine phantastievolle Indianergeschichte, sondern ein historisch belegtes Werk über die Lebensgeschichte des berühmten Indianerhäuptlings «Grazy Horse» ist.

Empfohlen.

Gg.

VOM 16. JAHRE AN

Hornemann, Sabine: ... und ich warte. Franckh-Reihe 20 für junge Leser. Verlag Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 1963. 212 S. Brosch.

Der Stiefvater der neunzehnjährigen Marianne ist Nachtwächter in einer Fabrik, und das ermöglicht es der Flüchtlingsfamilie aus dem Osten Deutschlands, mit der vorhandenen Bettenzahl im einzigen Wohn- und Schlafraum auszukommen. Es ist besser als das vorherige Lager- und Barackenleben, aber diese Enge ist nun nicht mehr Provisorium mit Hoffnung auf Aenderung, sondern endgültiger bedrängter Alltag. Marianne wird in die letzte Klasse des Gymnasiums aufgenommen, ausnahmsweise auf Grund ihrer guten Leistungen. Ein verständnisvoller Lehrer verhilft ihr zu gutbezahlten Nachhilfestunden für schwache Schüler. Dadurch kommt sie in die Hamburger Häuser und Kreise des Wohlstandes. Das ist nun das Jahr, in dem die Neunzehnjährige, selber mit überbereiter Abwehr und zugleich mit Sehnsucht nach Verständnis, sich selber finden muss im Hin und Her von Elendsverwahrlosung und Wohlstandsverwahrlosung, von kaltherzigem Protzentum und sympathischer Menschlichkeit. Es ist eine Freude, diese Icherzählung in sauberer Sprache und Haltung, ohne Verlogenheit und Wehleidigkeit, als ein reifes Werk jungen Leuten empfehlen zu können.

Sehr empfohlen.

F. H.

Koke, Otto: Seltene Fährten. Verlag Ensslin & Laiblin, Reutlingen. 1963. 168 S. 25 Photos von Alexander Niestlé. Lwd. Fr. 9.40.

Wer die früheren Bücher von Otto Koke kennt, öffnet auch diesen neuen Band mit grossen Erwartungen. Er wird nicht enttäuscht. Der liebenswürdige Förster führt uns wiederum durch seinen geliebten Wald, diesmal zu seltenen Tieren, die wir oft kaum noch dem Namen nach kennen. Von neuem freuen wir uns an der bilderreichen Sprache des Natur-

kenners, nicht minder aber an den ausgezeichneten Photographien von Alexander Niestlé.

Sehr empfohlen.

-ler

Moscow, Henry: Russland und die Zaren. Verlag Ensslin & Laiblin, Reutlingen. 1964. 153 S. Lwd.

Mit dem reichen Bildermaterial, den vielen historischen Daten, die Russlands Geschichte aus dem Altertum bis in die Gegenwart verfolgen, gibt der Band ein objektives Bild des russischen Menschen, der russischen Volksseele, der Vielgestaltigkeit dieses grossen Landes und seiner wildbewegten Vergangenheit. Eindrücklich ist der Passionsweg, den ein Volk gegangen ist, bis in die neueste Zeit geschildert. Größtes Leid unter stets wechselnden, aber sich immer gleicher Gewalt Herrschaft alter und neuer Zaren, tiefste Religiosität und Liebfähigkeit des Duldenden, Entzagenden, ausgedrückt in den unvergleichlichen Schöpfungen der Ikonenmalerei, der Literatur und Musik, stehen sich in merkwürdigen Polaritäten gegenüber. Schade, dass sich auf Seite 117 ein schwerer Druckfehler eingeschlichen hat. Das Buch kann reiferen, jugendlichen Lesern empfohlen werden. rk.

Dickinson Rich, Louise: Mindy. Uebersetzt aus dem Amerikanischen. Boje-Verlag, Stuttgart. 1963. 195 S. Lwd.

Im rauen Klima eines Hummerfänger- und Fischerdorfes wächst die begabte Mindy auf, macht die Matura und entschliesst sich, Aerztin zu werden. Sie weiss, dass die finanziellen Mittel ihres Elternhauses bescheiden sind und trägt diesem Umstand in vorbildlicher Art und Weise Rechnung.

Wieder einmal ein Jugendroman, in dem die Erwachsenen das Verständnis der Jungen geniessen und nicht umgekehrt. Trotzdem wirkt Mindy nicht tendenziös, sondern echt, im wahren Sinne vorbildlich. Die Leserinnen werden sich spontan mit ihr befreunden. Die Uebersetzung lässt nichts zu wünschen übrig.

Empfohlen.

we.

Kranz Herbert, Defoe Daniel: Sein Freund der Seeräuber. Reihe «Wagnis und Abenteuer». Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1964. 190 S. Linson. Fr. 9.40.

Herbert Kranz unternimmt es, vergessene Abenteuergeschichten zu neuem Leben zu erwecken. Er beginnt die Reihe mit einem Bruder des berühmten Robinsons, dem Kapitän und Seeräuber Bob Singleton.

Wenn Robinson in der Einsamkeit, fern von andern Menschen, sein Leben neu aufbauen musste, lebt Bob Singleton mitten unter den Mitmenschen als berüchtigter Pirat und Kapitän. Und doch umgibt ihn eisige Einsamkeit, denn seine Gemeinschaft mit andern ist auf klingenden Erfolg aufgebaut und zerbricht sofort, wenn wirkliches Menschentum in den Vordergrund rückt. Bob Singleton wird aus seinem ruhelosen und unmenschlichen Leben erlöst durch die Freundschaft mit einem Quäker, der als Vertreter einer geistigen Welt mit gesundem Menschenverstand und Humor den Zugang zur verhärteten Seele des Seeräubers findet.

Herbert Kranz beschreibt, in welcher Weise er das Buch neu geschrieben hat. Es ist wiederum ein Ganzes entstanden, wenn auch der Schluss geändert wurde, indem der Bearbeiter den Grundgedanken des Buches selbständig weiterführte und abrundete.

Viele Leser werden sich an der Seeräubergeschichte freuen, andere werden gepackt werden von einem Menschen schicksal in überzeitlicher Darstellung.

Empfohlen.

-ler

Wendt, Irmela: Entscheidung für Annette. Verlag H. Schaffstein, Köln. 1963. 116 S. Illustriert von Helga Wahle. Hlwd.

Der vierzehnjährige Fred gerät auf Abwege, der Ausschluss aus dem Gymnasium droht ihm. Durch ein schweres Erlebnis beginnt er sich schliesslich zu bewähren, und alles wendet sich zum Guten. Die Handlung dieser Erzählung ist stellenweise etwas konstruiert; sie ist aber so frisch und lebhaft dargestellt, dass das gut illustrierte Buch trotzdem empfohlen werden kann.

G. K.

Menzel, Roderich: Spiel, Kampf, Sieg. Verlag Hoch, Düsseldorf. 1963. 220 S. Photos. Lwd.

Das Buch vermittelt einen Ueberblick über die olympischen Spiele der letzten zehn Jahre, es zeigt den Aufstieg – und manchen Abstieg grosser «Olympier». Es zeichnet die schwindelerregenden Rekordkurven auf –, bleibt aber dabei nicht stehen, sondern versucht auch, die menschlichen Kardinaltugenden zum Worte kommen zu lassen: Demut, Rücksichtnahme, kurz alles, was (nicht nur zur sportlichen) Ritterlichkeit gehört. Ein gutes Buch für junge Sportsleute und solche, die es werden wollen. Vom schweizerischen Standpunkt aus ist allerdings bedauerlich, dass bei den erfolgreichen Disziplinen der Schweizer (2 Goldmedaillen) auf die früheren Spiele in Cortina d'Ampezzo 1956 zurückgeschaltet wird.

Empfohlen.

we.

JUGEND-TASCHENBÜCHER

Bruckner, Karl: Die Strolche von Neapel. Trio-Jugendtaschenbücher, Bd. 32. Sauerländer-Verlag, Aarau. 1964. 168 S. Illustriert von Emanuela Wallenta. Ppb. Ab 13 J.

Obwohl der Waisenknabe Gino bereits eine Schusterlehre begonnen hat, verlässt er sein Heimatdorf und zieht nach Neapel. Sein Traum ist, Baumeister zu werden. Vorerst ist er aber im Trubel der Großstadt verloren. Hungrig und einsam gerät er unter eine Bande von Strolchen, die obdachlos im Hafenviertel herumlungern, mit dem einzigen Ziel, mit möglichst wenig Mühe satt zu werden. Es sind Jugendliche, welche die Eltern kaum kennen und denen Begriffe wie Nächstenliebe, Güte und Menschlichkeit in ihrer Umgebung nicht begegnen.

Gino will aber nicht betteln. Er wehrt sich, fest entschlossen, ehrlich und redlich sein Brot zu verdienen. Ein treuer Kamerad hilft ihm, von den Strolchen loszukommen. Sein eigener starker Wille führt ihn zu seinem guten Ziel.

Das erzieherisch Wertvolle dieser spannenden Erzählung liegt einerseits in der klaren und einfachen Sprache; andererseits zeigt es, wie ein Knabe trotz schlechtester Milieu-Einflüsse mit einem unbeugsamen Willen den Weg zum Guten finden kann.

Empfohlen.

Gg.

White, Robb: Das Geheimnis der weissen Schaluppe. Trio-Buch Nr. 33 Uebersetzt aus dem Amerikanischen. Verlag Sauerländer, Aarau. 1964. 170 S. Ppb. Ab 13 Jahren.

Ein spannendes Abenteuerbuch mit Ausgangspunkt Miami-Beach, in der sich scheinbar allerlei Gesindel herumtreibt, wie man schon in «Joe Panther» gehört hat. – Drei Kinder segeln, freilich unfreiwillig, in einer Schaluppe aufs offene Meer, geraten in die Fänge einer Rauschgiftbande, entziehen sich ihr wieder und spielen sie der Polizei in die Hände.

Ein etwas hartes Buch – man sieht es nicht gerne, wenn Kinder zum Schießen greifen, und sei es auch in der Notwehr –, in Sprache und Stil jedoch perfekt. Dass die Geschichte nicht nur «an die Nerven», sondern auch ans Herz geht, dafür sorgt eine reizvoll eingebaute Nebenhandlung um einen Verdingbub. So wird das Ganze etwas entschärft. Ausser der erwähnten Einschränkung besitzt das Bändchen die Qualitäten eines guten Abenteuerbuches.

Empfohlen.

we.



Illustration von Roland Thalmann aus SJW-Heft
Nr. 871 «Der Jahrmarktsabend»

WAS HAT DAS SJW FÜR UNS BEREIT?

So fragen sich die kleinen Leser, die aus den langen Sommerferien zurückgekehrt sind und nun wieder auf den Schultischen sitzen müssen. Nachdem man nicht mehr nach Herzenslust wandern und baden kann und die Tage langsam kürzer werden, wendet man sich dann und wann wieder der Lektüre zu. Das Schweiz. Jugendschriftenwerk kann die Schülerinnen und Schüler mit vier Neuerscheinungen und acht Nachdrucken vergriffener, immer wieder verlangter Titel erfreuen. Die Buben werden ganz besonders auf ihre Rechnung kommen, finden sie doch unter den Neuerscheinungen eine Biographie über Louis Chevrolet und ein Heft über die geplante Eroberung des Mondes. Die nachfolgenden Inhaltsangaben und Textauszüge vermitteln einen Einblick in die neue SJW-Produktion.

Von den Nachdrucken sei besonders das beliebte SJW-Heft Nr. 92 «Mein Tag» erwähnt, das bereits in der 7. Auflage herausgegeben wird. Dieses Zeichen- und Malheft präsentiert sich mit neuen Illustrationen von Josef Keller.

Neuerscheinungen

- Nr. 870 Pech oder Glück
 Nr. 871 Der Jahrmarktsabend
 Nr. 872 Wettkampf zum Mond
 Nr. 873 Louis Chevrolet

- Simon Gfeller
 Selma Lagerlöf
 Ernst Wetter
 Hans Rudolf Schmid

- Jungbrunnen
 Für die Kleinen
 Technik und Verkehr
 Biographien

Nachdrucke

- Nr. 92 Mein Tag; 7. Auflage
 Nr. 618 Das verkaufte Herz; 2. Auflage
 Nr. 708 Schreckenstage im Schwarzwald; 2. Auflage
 Nr. 752 Die rollende Strasse; 2. Auflage
 Nr. 808 Der Kampf ums Matterhorn; 2. Auflage
 Nr. 819 Das Giftfass; 2. Auflage
 Nr. 820 Rentierjäger der Steinzeit; 2. Auflage
 Nr. 826 Die Weihnachtsgeschichte; 2. Auflage

- Fritz Aeblí
 Max Bolliger
 Walter Schwyn
 Fritz Aeblí
 Carl Haensel
 Hans Zulliger
 Hans Bracher
 Elisabeth Heck

- Zeichnen und Malen
 Literarisches
 Geschichte
 Spiel und Unterhaltung
 Reisen und Abenteuer
 Jungbrunnen
 Geschichte
 Für die Kleinen

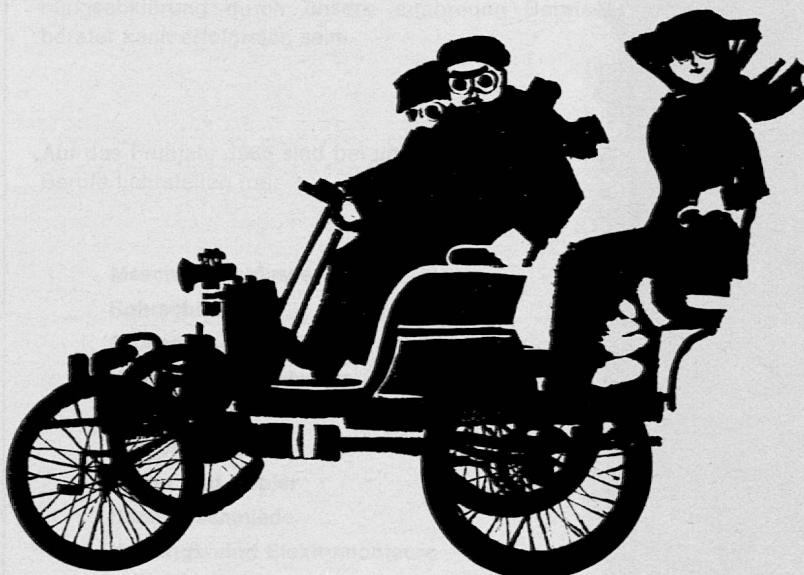


Illustration von Godi Hofmann aus
 SJW-Heft Nr. 873 «Louis Chevrolet»

BLICK IN NEUE SJW-HEFTE

Nr. 870 Simon Gfeller
PECH ODER GLÜCK
 Reihe: Jungbrunnen
 Alter: von 13 Jahren an
 Illustrationen: Victor Surbek

Der Berner Schriftsteller-Schulmeister führt uns in seinen Geschichten in die Welt der Bauern, Knechtlein, der Vaganten, Hausierer und Wirte im Emmental. Behäbig, aber doch eindrücklich erzählt er vom Unglück, das der Alkohol mit sich bringen kann, zeigt aber stets auch den Weg zur Besserung. Lebenskundliche Stoffe, aus denen Güte, Wissen und Weisheit spricht.

Nr. 871 Selma Lagerlöf
DER JAHRMARKTSABEND
 Reihe: Für die Kleinen
 Alter: von 8 Jahren an
 Illustrationen: Roland Thalmann

Die Geschichte «Der Jahrmarktsabend» ist eine jener Erzählungen,

die sich wie verstreute Perlen in Selma Lagerlöfs unsterblichem Buch «Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen» finden. Sie erzählt in jenem unnachahmlichen Lagerlöf-Ton, wie zwei arme Kinder und ein altes Pferd auf dem Hofe eines geizigen Bauern Aufnahme und eine Heimstätte finden. Nils Holgersson hilft ihnen dabei.

Nr. 872 Ernst Wetter
WETTLAUF ZUM MOND
 Reihe: Technik und Verkehr
 Alter: von 12 Jahren an
 Illustrationen: Richard Gerbig

Ernst Wetter ist der SJW-Spezialist für die Darstellung komplizierter technischer Vorgänge unserer Zeit. Diesmal beleuchtet er, in gewohnt klarer, anschaulicher und verständiger Art, die gewaltigen Vorbereitungen, die in den USA getroffen werden, um eine Landung von Menschen auf dem Mond zu er-

möglichen. Die Darstellung beschäftigt sich mit den Verhältnissen auf dem Mond, den Raketen, Treibstoffen, Sonden und all den vielfältigen technischen und wissenschaftlichen Vorbereitungen für den Flug zum Mond. Wetter lässt aber nie vergessen, dass letztlich der Mensch bei all diesen gigantischen Unternehmungen der entscheidende Faktor ist. Ein Heft, das unsere technisch orientierten Knaben fasziniert wird.

Nr. 873 Hans Rudolf Schmid
LOUIS CHEVROLET
 Reihe: Biographien
 Alter: von 12 Jahren an
 Illustrationen: Godi Hofmann

Was ein «Chevi» ist, das weiß beinahe schon ein Kindergarten-Schüler. Vom Erbauer dieser Wagen, der zudem ein Schweizer war, ist aber wenig bekannt. Der Autor schildert uns das Leben dieses genialen Mechanikers, Rennfahrers,

Autokonstrukteurs und in seinen geschäftlichen Unternehmungen eher unglücklichen Unternehmers. Ohne Beschönigung entsteht vor uns die Lebensgeschichte eines ungewöhnlichen Mannes, dem es vergönnt war, der Entwicklung des Automobils wichtige Impulse zu geben. Neben dem Erfinderschicksal wird gleichzeitig in kurzen Zügen Wesentliches aus der Entstehungszeit des Automobils mitgeteilt.

AUSZÜGE AUS NEUEN SJW-HEFTEN

DER MENSCH IM WELTALL

Betrachten wir zum Schluss noch das Häuflein Mensch, das – eingekerkert in die gepanzerte Kapsel – von den mächtigen, feuerspeienden Raketen in den Himmelsraum gespien wird. Was hat doch dieser Mensch alles zu erleiden!

Sobald er die schützende Lufthülle und die Versorgungsbasis der Erde verlässt, stürmen Gefahren über Gefahren auf ihn ein, zum Beispiel: Beschleunigung, Schwerelosigkeit, Einsamkeit, Angst, Fehlen des Luftdruckes, Fehlen des Sauerstoffes für die Atmung, Möglichkeit eines Zusammenstosses mit Meteoriten, Einwirkung von Strahlen.

Da die Rakete aus der Ruhe innert kurzer Zeit auf eine Geschwindigkeit von annähernd 40 000 km/h beschleunigt wird, treten hohe Trägheitskräfte auf. Diese drücken den Menschen wehrlos in den Sitz, so dass er eine zentnerschwere Last auf sich gepresst fühlt. Beine und Arme kann er nicht mehr bewegen. Das Blut fliesst wie flüssiges Blei so schwer in den Adern. Die Atmung stockt, denn der Brustkasten wird zusammengedrückt.

Der Raumfahrer wird einen Druckanzug erhalten, mit dem er die hohen Beschleunigungen besser ertragen kann. Er ist auch schon am Boden darauf trainiert, aber trotzdem machen sie seinem Körper schwer zu schaffen. Bei 7 g lassen sich die Arme nicht mehr heben. Die Beschleunigungs Kräfte während des Auf- und Abstieges liegen bei 4 bis 6 g und steigen sogar kurzfristig auf 6 bis 10 g.

Ganz ungewohnt für uns Menschen ist die Schwerelosigkeit, denn wir verspüren sie sehr selten. Auf der Erdoberfläche unterliegen wir der Beschleunigung der Erdanziehung, das heisst, wir stehen auf dem Fussboden mit dem Andruck von 1 g. Dieser Andruck kann sich ändern, beispielsweise wenn wir in einem



Illustration von Richard Gerbig aus SJW-Heft Nr. 872 «Wettlauf zum Mond»

Lift abwärts zu fahren beginnen. Auch der Wasserspringer ist beim Sprung vom 10-m-Brett während einer Sekunde ohne Andruck, das heisst schwerelos. Umgekehrt werden mehrfache Andrücke oder 6 g erreicht, wenn ein Auto plötzlich anfährt oder stoppt.

Die Raumkapsel fliegt nach Brennschluss auf einer sogenannten Trägheitsbahn, wo kein Andruck mehr vorhanden ist. Der Astronaut befindet sich während Minuten, Stunden, Tagen im schwerelosen Zustand. Es gibt für ihn kein Oben und kein Unten. Ein losgelassener Gegenstand fällt nicht zu Boden, sondern schwebt frei im Raum.

Aus SJW-Heft Nr. 872
von Ernst Wetter
WETTLAUF ZUM MOND
Reihe: Technik und Verkehr
Alter: von 12 Jahren an
Illustrationen: Richard Gerbig

GENIALER MECHANIKER – UNGLÜCKLICHER UNTERNEHMER

Von seinem Vater her besass Louis Chevrolet eine Taschenuhr, die dieser selbst verfertigt hatte. Sie wird von den Nachkommen als seltsames und wertvolles Stück gehütet. In das Zifferblatt des Stundenzirkels sind kreuzweise vier kleinere Zifferblätter eingelassen, die Minuten, Stunden, Tage und Monate anzeigen; der Sekundenzeiger geht aus der Mitte. Diese Uhr bedeutete für Louis Chevrolet das väterliche Erbe einer höchst ungewöhnlichen Geschicklichkeit als Mechaniker. Seine Frau erzählt: «Nie musste ich eine Uhr oder sonst etwas zum Reparieren ausser Haus geben. Wenn eine unserer Uhren nicht mehr gut ging, nahm mein Mann sie auseinander, reinigte sie und setzte sie wieder zusammen. Nie hatte ich mit den im Haushalt verwendeten Apparaten und Instal-



Illustration von Victor Surbek aus SJW-Heft Nr. 870 «Pech oder Glück»

lationen etwas zu tun. Für meinen Mann war es ein Spiel, das alles in Ordnung zu halten.»

Seine Geschicklichkeit bewies er auch im Spiel und Sport. Er war ein Schütze von gefürchteter Treffsicherheit; beim Kegelschub bewies er die gleiche Präzision wie beim Lenken eines Rennwagens. Er liebte das Tontaubenschiessen sehr und ging auch gerne mit seinen Freunden auf die Jagd. Der älteste Sport, den er übte, war das Schlittschuhlaufen, das er schon als Knabe in La Chaux-de-Fonds gepflegt hatte. Im Sommer liebte er das Golfspiel, und später, als er nicht mehr ins Freie gehen konnte, gab es endlose Bridgepartien.

Das sportliche Wesen kam auch in der Gesinnung gegenüber seinen Mitmenschen zum Ausdruck. Als sportlicher oder geschäftlicher Partner war er zugänglich, liebenswürdig, loyal. Als Konkurrent im Wettrennen der Automobile aber war er schrecklich, erklärte einer seiner einstigen Freunde, weil er alle Kräfte auf seinen Sieg konzentrierte. Daneben aber war er die Güte selbst, ein prachtvoller, von allen geliebter Kamerad.

Aus SJW-Heft Nr. 873
von Hans Rudolf Schmid
LOUIS CHEVROLET
Reihe: Biographien
Alter: von 12 Jahren an
Illustrationen: Godi Hofmann

BLOSS EIN SCHLUCKLEIN

Eine Geschichte aus dem Emmental.

Der alte Insberg-Kaspar sass draussen am Rande des Buchenwäldchens auf dem Stamm einer gefällten Rottanne an der Sonne. Er beobachtete ein Eichhörnchen, wie es im rotbraunen Herbstlaub herumhuschte und zuweilen an einem Buchnüsschen knabberte. Kaspar liebte jenes windgeschützte, stille Plätzchen, und kein Mensch missgönnte ihm die Ruhestunden, auch nicht an einem solchen Werktag mit so viel Herbstarbeit. Einem achtzigjährigen Manne mutet niemand mehr zu, dass er sich noch abmühen sollte, zumal nach lebenslanger, harter Arbeit. Ja, noch vor fünf Jahren wäre es Kaspar eine Strafe gewesen, abseits zu sitzen und andern bei ihrem Werk zusehen zu müssen. Aber wenn die Achtzigerjahre heranrückten – die hingegen fahren jedem in die Kniekehlen, und mit dem Zuspruch: Gelinde, altes Rösslein! ist es nicht mehr getan. Da heisst es: Ausschirren und mit dem Kummet an die Wand! Kaspar konnte sich anfangs fast nicht in ein so ungewohntes Leben hineinfinden, und oft hörte man ihn jammern und klagen: «Dass man so hilflos werden muss! Keinem Menschen hätte ich das geglaubt. Früher war ich allen Anstrengungen gewachsen. Von der ersten

Morgenhelle bis zum Einnachten war ich am Werk, und auch vor der schwersten Arbeit musste ich nie den kürzern ziehen. Die Tage vergingen mir rasch, wie ein flüchtiger Schein.»

Aus SJW-Heft Nr. 870
von Simon Gfeller
PECH ODER GLÜCK
Reihe: Jungbrunnen
Alter: von 13 Jahren an
Illustrationen: Victor Surbek

DER JAHRMARKTSABEND

Dabei machte er eine abwehrende Bewegung mit der Hand, wie um die Kinder zurückzuscheuchen, und seine Augen nahmen einen fast harten Ausdruck an, denn er dachte, er müsse ja froh sein, dass er einen Vater gehabt habe, der um sein Besitztum besorgt gewesen war, sonst hätte er, der Sohn, vielleicht auch als kleiner Junge mit dem Bettelsack umherlaufen müssen, wie diese Kinder hier.

Kaum hatte der Bauer diesen Gedanken zu Ende gedacht, als die gellende, spöttische Stimme, die er an diesem Abend schon einmal gehört hatte, Wort für Wort wiederholte. Er horchte und erkannte gleich, dass es keine Menschenstimme war, sondern nur der Wind, der im Kamin sein Wesen trieb. Aber es war seltsam, sobald der Wind seine Gedanken in dieser Weise laut wiederholte, erschienen sie ihm merkwürdig dumm, hartherzig und falsch.

Die Kinder hatten sich indessen nebeneinander auf dem harten Boden ausgestreckt; aber sie waren nicht still, sondern murmelten noch etwas vor sich hin.

«Wollt ihr wohl schweigen!» rief der Bauer. Er war jetzt in so geiziger Stimmung, dass er die Kinder hätte schlagen können.

Aber das Gemurmel hörte nicht auf, obgleich er den Kindern noch einmal barsch zu schweigen befahl. «Als unsere Mutter von uns fortging», sagte da plötzlich eine helle Kinderstimme, «musste ich ihr versprechen, mein Abendgebet nie zu vergessen.»

Aus SJW-Heft Nr. 871
von Selma Lagerlöf
DER JAHRMARKTSABEND
Reihe: Für die Kleinen
Alter: von 8 Jahren an
Illustrationen: Roland Thalmann